



Badische Pfarrvereinsblätter

Mitteilungsblatt des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V.

www.pfarrverein-baden.de

Juli | 7/2022

Kirche²:
Stadt,
Land,
Netzwerk

The background features an aerial view of a city on the left and a golf course on the right, separated by a diagonal white line. The text is overlaid on the city side.

Liebe Leserin, lieber Leser!

Kirche²: Stadt, Land, Netzwerk ... so ist die aktuelle Ausgabe der Pfarrvereinsblätter überschrieben. Immer mehr Gemeinden in der Landeskirche entdecken ihr Quartier vor Ort – sowohl im städtischen als auch im ländlichen Raum. Das geschieht nicht erst, seit das Land Baden-Württemberg Quartiersprojekte stark fördert und viele Kommunen sich am Ausbau der Arbeit im Quartier beteiligen.

So finden sich in diesem Heft Beiträge, die Einblicke in die Arbeit im Sozialraum sowohl im städtischen als auch im ländlichen Kontext, geben. So unterschiedlich wie die jeweiligen Sozialräume sind auch die Projekte bzw. die Entwicklung von Partnerschaften und Netzwerken mit Akteur:innen vor Ort. Das ist wohl einem jeden Dorf- oder Stadtteilentwicklungsprozess gemein: das Aufeinander Hören und sich Einlassen auf das gemeinsame Projekt sowie das Einbringen der jeweils spezifischen Kompetenzen und Ressourcen. Und auch das gemeinsame Interesse muss gegeben sein: den Menschen im Ort/vor Ort ein gutes Leben und Miteinander zu ermöglichen. So entstehen im Miteinander spannende und einzigartige Projekte, die auf die Bedürfnisse der Menschen zugeschnitten sind.

Die Beiträge von Kolleg:innen lassen auch erkennen, dass es bis dahin ein mitunter langer und manchmal mühsamer Weg sein kann. Aus allen Beiträgen klingt aber durch, dass sich dieser Weg mehr als lohnt und Kirchengemeinden oftmals einen Weg in die Zukunft weist, der über

Abbrüche und Sparprozesse hinausführt. In diesem Heft finden Sie außerdem Nachrufe zum Tod von Prof. Dr. Gerhard Rau und unserem ehemaligen Vereinsvorsitzenden Gerhard Wunderer und die Predigten anlässlich der Trauerfeiern.

Daneben finden sich Informationen aus Pfarrverein und Pfarrvertretung, aber auch Rezensionen.

Wir wünschen Ihnen als Schriftleitung eine spannende Lektüre mit Impulsen, die den eigenen Blick auf Kirche² weiten!

Für die Schriftleitung:

Catharina Covoß

Hinweis auf die nächsten Ausgaben

Folgende Schwerpunktthemen sind in unseren nächsten Pfarrvereinsblättern mit dem entsprechenden Redaktionsschluss geplant

- *Blick auf den Prozess „Kirche.Zukunft.Gestalten“, 15.7.*
- *Ehrenamtliche in der Seelsorge, 15.8.*

Wir freuen uns über all Ihre Zuschriften, Beiträge und Gedanken.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende, an die Schriftleitung.

Ergebnis des redaktionellen Beratungsprozesses

Im Frühjahr/Sommer 2021 haben zwei Beiträge und darauf geäußerte Reaktionen in den Pfarrvereinsblättern zu einer Sonderausgabe im August 2021 geführt. In dieser Sonderausgabe haben die Schriftleitung und der Vorstand dargestellt, warum die damalige Form der Auseinandersetzung nicht mehr der eigenen Intention der Pfarrvereinsblätter entsprach und ein Umdenken für die Zukunft nötig sei. Das ehrenamtliche Team der Schriftleitung hat in den vergangenen Jahren die Pfarrvereinsblätter zu einem Mitteilungsblatt weiterentwickelt, das besonders mit Schwerpunktthemen Informationen für einen gewinnbringenden Austausch für badische Pfarrer:innen zusammengestellt hat. Das soll auch weiterhin das Markenzeichen der Pfarrvereinsblätter bleiben.

Im letzten halben Jahr fand jetzt ein redaktioneller Beratungsprozess über die zukünftige Arbeit statt; voraussichtlich im Frühjahr 2023 werden die Rubriken in den Pfarrvereinsblättern in überarbeiteter Form neu erscheinen. Das Thema „Berufsbiografie im Pfarrberuf“ wird ein Querschnittsthema bis zum Ende des Strukturprozesses im Dezember 2023 bilden. Damit möchte der Pfarrverein einen Beitrag zur Diskussion der Berufstransformation leisten, indem möglichst viele Berufsbereiche und die sie tragende Theologie hier zur Sprache kommen, um zukünftige Berufsbilder zu entwickeln. Als Berufsverband möchte der Pfarrverein ein Forum anbieten, Meinungen, Impulse und Denkanstöße im Kontext einer sich stark

verändernden Berufsbiografie zur Diskussion zu stellen und Veränderung im besten Fall mitzugestalten.

Für die weitere Arbeit der Schriftleitung braucht es nach den gemachten Erfahrungen in Zukunft eine Leitlinie, die dabei hilft, Fehlentwicklungen und Verletzungen zu vermeiden und eigene redaktionelle Entscheidungen auch nachträglich erklären zu können. Diese Leitlinie soll in folgenden Regeln Anwendung finden:

1. Die badischen Pfarrvereinsblätter sind ein Forum für die Meinungsbildung. Uns liegt an einer großen Offenheit sowohl im Blick auf Inhalte und Meinungen in den einzelnen Beiträgen, also auch im Blick auf deren Stil und Form. Unser Ziel ist es, möglichst wenig in Beiträge einzugreifen. Beiträge, die bei uns veröffentlicht werden, geben selbstredend nicht generell die Meinung des Pfarrvereins wieder.
2. Die grundsätzliche Zuständigkeit für die Akquise und Auswahl von Beiträgen liegt bei der Schriftleitung der Pfarrvereinsblätter. Sie orientiert sich dabei auch am je aktuellen Diskussionsstand der badischen Landessynode.
3. Wir veröffentlichen keine Beiträge, die ihrer Intention nach offensichtlich ehrverletzend, herabwürdigend und diskriminierend sind.

■ Vorstand und Schriftleitung

Kirche im Quartier

Sozialraumorientierung als Chance in der Transformation

■ Pfarrer Hajo Büsing, der das Projekt Diakonie und Kirche im Sozialraum im Diakonischen Werk Baden leitet, führt kurz die zukünftige Bedeutung des Sozialraumes für Gemeinden im städtischen, aber auch im ländlichen Raum vor Augen und benennt konkrete Projekte in unserer Kirche und staatliche Fördermöglichkeiten.

Der aus den Sozialwissenschaften stammende Quartiersansatz wurde bereits vor der Jahrtausendwende entwickelt und hat sich inzwischen in vielen Bereichen der Sozialen Arbeit etabliert. Standen anfangs vor allem soziale Brennpunkte in Großstädten mit ihren spezifischen Problemlagen im Fokus der Bemühungen um eine Verbesserung der Lebensverhältnisse (z. B. durch das Bundesprogramm Soziale Stadt), so hat sich inzwischen die Erkenntnis durchgesetzt, dass sich durch den raumbezogenen Quartiersansatz generell die Lebensqualität in Stadt und Land verbessern lässt. Auch ein Dorf ist ein Quartier, genauso wie der Stadtteil oder die Kleinstadt, und kann nach der Logik des Quartiersansatzes positiv beeinflusst werden. Im Quartiersansatz wird die individuelle Einzelfallhilfe über die bereicherspezifische Zielgruppenarbeit hinaus um die sektorenübergreifende Einbeziehung weiterer im Sozialraum vorhandener Akteure und Ressourcen erweitert. Dabei

Durch den raumbezogenen Quartiersansatz generell die Lebensqualität in Stadt und Land verbessern

stehen vier Grundsätze im Vordergrund: Lebenswelt, Sozialraum, Beteiligung und Vernetzung. Damit ist dann auch die Kirchengemeinde vor Ort herausgefordert.

Auf den ersten Blick beschreibt die Überschrift „Kirche im Quartier“ eine scheinbare Binsenweisheit: Kirche hat sich ja schon immer konkret auf das Stadtviertel oder das Dorf als ihr räumliches Wirkungsgebiet bezogen, zumal im flächendeckenden Zuständigkeitsdenken der Pfarochie. Aber spätestens jetzt mit dem Rückgang der Kirchenmitglieder unter 50% der bundesdeutschen Gesamtbevölkerung wird deutlich, dass die Rolle der Kirchen im Gemeinwesen nicht länger hegemonial von einer selbstbezüglichen Dominanz geprägt sein kann.

„Kirche im Quartier“ meint daher mehr als eine zufällige Ortsangabe und Zuordnung des Stadtviertels oder Dorfes. Sie ist vielmehr inhaltlicher Ausdruck für eine wertschätzende Wahrnehmung des jeweiligen Sozialraums mit seinen Besonderheiten im Kontext des Evangeliums.¹

Kirche versteht sich dann neu als ein wichtiger zivilgesellschaftlicher Akteur, der selbstbewusst und inspiriert von der biblischen Botschaft zusammen mit anderen seinen Beitrag zur Gestaltung des sozialen Miteinanders vor Ort leistet: *Suchet der Stadt Bestes und betet für sie ... (Jer. 29,7)* Kirche im Quartier orientiert sich am

Gemeinwohl, vernetzt sich mit anderen auf Augenhöhe und freut sich am gemeinsamen Tun für mehr Lebensqualität vor Ort in Stadt und Land: „Der Sozialraum ist der Ernstfall von Kirchengemeinde und Diakonie. Mit allen Menschen, die zu ihm gehören. Gemeinsam mit ihnen sind wir Kirche Jesu Christi.“

So hat es Ulrich Lilie, der Präsident der Diakonie Deutschland einmal pointiert formuliert.

Dazu wurden bereits in der Vergangenheit verschiedene Konzepte entwickelt. Schon in den 60er Jahren versuchte Ernst Lange, die Kirche mit dem Konzept der Ladenkirche im Gemeinwesen zu verorten. Gemeinwesendiakonie, Caring Communities, aber auch Vesperkirchen sind weitere Beispiele einer bewussten Orientierung an Sozialraum.

Dabei arbeiten viele Kirchengemeinden besonders eng mit diakonischen Einrichtungen Hand in Hand, beispielsweise bei der Weiterentwicklung von Kitas zu niederschweligen Familienzentren oder bei der Öffnung von stationären Einrichtungen der Altenhilfe ins Gemeinwesen. Solche kirchlichen Orte mit diakonischer Prägung orientieren sich durch Beteiligungsmöglichkeiten sowohl an den konkreten Bedürfnissen als auch an den Ressourcen des jeweiligen Quartiers und seiner Bewohner. Durch die weitere Vernetzung mit der Kommune, Initiativen, Vereinen und anderen Akteuren eröffnen sich vor Ort neue Kooperationsformen bis

Kirche im Quartier orientiert sich am Gemeinwohl, vernetzt sich mit anderen auf Augenhöhe und freut sich am gemeinsamen Tun für mehr Lebensqualität vor Ort in Stadt und Land

hin zur Koproduktion eines neuen gesellschaftlichen Zusammenhalts.²

Durch die gemeinsame Programminitiative von Landeskirche und Diakonischem Werk **„Sorgende Gemeinde werden“** wurden seit 2019 bisher über 50 Teilprojekte

in badischen Gemeinden durch fachliche Beratung und Begleitung, aber auch durch Zuschüsse aufgebaut und gefördert. Dieses Programm ist eine Antwort auf die Herausforderungen

des demographischen Wandels und die zunächst nur auf die Kommunen ausgerichtete Landesstrategie „Quartier 2020“. In der gerade vorgestellten Zwischenevaluation durch das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD (SI) unter Federführung seines aus Baden stammenden Direktors Prof. Dr. Georg Lämmlin wird dem Programm *Sorgende Gemeinde werden* eine „sehr gute Aussicht auf die Zielerreichung im weiteren Fortgang“³ attestiert. „Das Kernziel einer innovativen Verbindung von Kirche und Diakonie mit Brückenbildung zu Akteur*innen im Sozialraum und in der Zivilgesellschaft wird deutlich erkennbar“⁴.

Sorgende Gemeinde werden

In dieser neuen Haltung des bewusst Miteinander-Zusammenlebens einer Kirche mit anderen (vgl. Theo Sundermeier, Konvivenz als Grundstruktur ökumenischer Existenz heute) können erschöpfende Modelle einer kirchlichen Allzuständigkeit und Konkurrenzhaltung

gegenüber anderen überwunden werden. Andererseits kann in der Konzentration auf die eigenen Stärken und in der entlastenden Vernetzung mit anderen eine kreative Agilität gewonnen werden. Spiritualität und Engagement finden sich beide im auftragsgemäßen und zukunftsfähigen Konzept einer Kirche im Quartier.⁵

Genau darum geht es ja auch in den laufenden Transformationsprozessen unserer Kirche. So forderte unsere Landesbischöfin Heike Springhart in ihrem 1. Bericht zur Lage vor der Frühjahrssynode dazu auf, als Kirche „offen und ansprechbar“ zu bleiben und sich ehrlich in Frage stellen zu lassen. „Diese Grundbewegung der Kirche aus den eigenen Mauern und dem eigenen Denken hinaus ins Weite der Öffentlichkeiten gehört zu ihrer Sendung in alle Welt. ... Immer ist der Glaube verankert auf dem Boden der Tatsachen des Lebens. Das schafft Räume für Kooperation. Dabei werden künftig noch stärker fluide und stabile Formen von Kirche zusammenwirken, so dass Kirche vielschichtig und vielgestaltig präsent und erkennbar ist. Immer geht es darum, dass Menschen verlässlich, sichtbar und nahbar Kirche – in welcher Form auch immer – erreichen können.“⁶

Aber nicht nur aus ekklesiologischen Gründen ist für die Kirchengemeinden gerade in der Transformation die Orientierung am Gemeinwesen ein zukunftsweisendes Konzept: Die Dynamik der Veränderungen erfordert gesamtgesell-

schaftlich die Neuerfindung des Sozialen. Da, wo traditionelle Strukturen wie der generationenübergreifende familiäre Zusammenhalt oder das Vereinswesen sich grundlegend ändern oder gar wegbrechen, brauchen wir neue Modelle des Miteinanders und Anreize für Beteiligung. Die Sozialwissenschaften haben diese Herausforderungen schon länger erkannt und benannt. Auch in der Politik ist auf verschiedenen Handlungsebenen der Wille zum Aufbau und zur Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts angekommen, und insbesondere die Kommunen und Landkreise stehen in der Verantwortung für die Gewährleistung der sozialen Daseinsvorsorge. Das kann aber konkret vor Ort in Stadt und Land nur im Zusammenwirken

unterschiedlicher Akteure gelingen. Dazu ist die Politik auf die Unterstützung durch die Bürgergesellschaft und die Kompetenzen erfahrener Partner im Quartier angewiesen. Gerade Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen haben hierbei für das Gemeinwesen einiges zu bieten: Sie sind in Stadt und Land präsent, fungieren vielfach als Türöffner in den Sozialraum, sind Anbieter von Räumen der Beheimatung, des Austauschs und der Vernetzung, zeichnen sich durch eine hohe Fachkompetenz und Verlässlichkeit aus und pflegen eine rege Ehrenamts- und Beteiligungskultur.

Um die gesellschaftlich notwendigen Transformationen politisch voranzubringen, gibt es eine ganze Reihe unterschiedlicher Förderlinien und -program-

Die Dynamik der Veränderungen erfordert gesamtgesellschaftlich die Neuerfindung des Sozialen

me, die teilweise gezielt für zivilgesellschaftliche Akteure zugänglich und damit auch für Kirchengemeinden interessant sind, gerade in Zeiten rückläufiger Eigenmittel. Mit der eingangs beschriebenen erneuerten Haltung einer am Gemeinwesen ausgerichteten Kirche mit anderen können dann auch staatliche Fördermittel in Anspruch genommen werden.

In Baden-Württemberg wurde als zentrale Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel eine breit angelegte Landesstrategie zur alters-, generationen- und klimage-rechten Quartiersentwicklung unter der Überschrift „Quartier 2030 – Gemeinsam-Gestalten“ ins Leben gerufen.⁷ Die Homepage hält eine Fülle von Infos, Erklärvideos, Materialien und weiterführenden Links bereit und dokumentiert auch die Fachtage zur Quartiersentwicklung. Mithilfe eines durch die Allianz für Beteiligung entwickelten Förderbuketens⁸ können auf Antrag verschiedene Bausteine für Beratung, Beteiligungsprozesse, Konzeptstellungen und erste Umsetzungsmaßnahmen bis hin zu Quartiersmanagementprojekten gefördert werden. So förderlich diese Anschubfinanzierungen für die landespolitisch möglichst flächendeckend gewollte Quartiersentwicklung ist, muss sie dringend durch dauerhafte Regelförderungen ergänzt werden, um nachhaltig wirksam sein zu können, denn Quartiersentwicklung ist kein ehrenamtlicher Selbstläufer.

Um die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse in strukturschwachen ländlichen

Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse in strukturschwachen ländlichen Räumen

Räumen zu gewährleisten und die ländliche Entwicklung nachhaltig zu fördern, wurde EU-weit das LEADER-Programm⁹ entwickelt. Der beteiligungsorientierte LEADER-Ansatz unterstützt Eigeninitiative, Innovation, Kreativität und das Zusammenwirken der Akteure vor Ort. Auch manche Kirchengemeinden konnten so für überzeugende Projekte namhafte Förderungen erzielen.¹⁰ Bei uns in Baden gibt es aktuell acht LEADER-Aktionsgebiete, die entsprechend den regionalen Entwicklungskonzepten Einzelmaßnahmen fördern. Als ermutigende Beispiele aus dem kirchlich-diakonischen Bereich kann in Baden neben dem Fehrenbacher Hof auf die inklusive Kirchenkäserei in Sindolsheim (<https://kirchenkaeserei.de>)

oder den Neubau des Gemeindehauses in GroÙeicholzheim (<https://www.ev-grosseicholzheim.de/neubau-gemeindehaus>) als Begegnungsort für alle verwiesen werden.

Weitere auch für Kirchengemeinden zugängliche öffentliche Förderungen zur Quartiersentwicklung bieten je nach Themenschwerpunkt die neue Deutsche Stiftung Engagement und Ehrenamt (DSEE)¹¹, aber auch Soziallotterien und kurzfristig aufgelegte Sonderförderprogramme unterschiedlicher öffentlicher Auftraggeber. Nähere Informationen und Tipps dazu gibt es neben der Fördermittelberatung des Diakonischen Werks Baden beim Projekt Diakonie und Kirche in Sozialräumen.¹²

So eröffnen sich durch eine bewusste Ausrichtung der Kirche am jeweiligen So-

zialraum Chancen in der Transformation, und in der Vernetzung vor Ort kann das auftragsgemäße Modell einer *Kirche mit anderen* trotz knapper Ressourcen neu Gestalt gewinnen.

■ Hayo Büsing, Karlsruhe

1 Vgl. Matthias Sellmann, Für eine Kirche, die Platz macht. Notizen zum Programm einer raumgebenden Pastoral, in: *Diakonia* 48(2017), 74-82, Zitat S. 78: „Und so verändert sich auch der pastorale Raum: er rückt mehr und mehr weg von geographischen Markern hin zu einer Wahrnehmung, welche (religiösen) Gelegenheiten für sinnvolles und erfülltes Leben und Gestalten er bietet. Die Nutzer und Nutzerinnen von pastoralen Gelegenheitsstrukturen werden daher als aktive Subjekte modelliert. Waren sie im überkommenen integralen Raumdenken die im Nahraum zu versorgenden Gläubigen, so geraten sie nun in den Blick als aktive Ich-Unternehmerinnen; als Biographie-Konstrukteure, als anspruchsvolle religiöse Lead-User.“

2 Vgl. „Neue Leipzig-Charta. Die transformative Kraft der Städte für das Gemeinwohl“, verabschiedet beim EU-Ministertreffen für Stadtentwicklung am 30. November 2020 in Leipzig. Weitere Infos unter: www.machtstadtgemeinsam.de

3 Sorgende Gemeinde werden, Ein Programm der Evangelischen Landeskirche in Baden und der Diakonie Baden. Zwischenevaluation durch das SIEKD, veröffentlicht im Selbstverlag durch die Ekiba, 2022, S. 4; Georg Lämmlin ist auch Mitherausgeber des inspirierenden Handbuchs, *Kirche im Quartier: Die Praxis*, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2020. Generelle Programm-Infos und Projektbeispiele unter: www.sorgende-gemeinde-werden.de

4 A.a.O.

5 Die Kirche gehört zum Quartier: mit ihren Gebäuden, mit ihren Klängen, aber eben auch mit ihren Menschen und mit deren Hoffnungen und Träumen und ihrem Einsatz für eine gerechte Welt, je nach Situation, nach Ressourcen und Begabungen, nach Kräften und gesellschaftlichen Möglichkeiten können Kirche und Diakonie verschiedene Rollen einnehmen. Um es mit dem Bild einer Filmproduktion zu sagen: Sie können Produzent, Regisseur, Haupt – oder Nebendarsteller, manchmal vielleicht auch nur Komparse sein. Wichtig ist, dass sie in ihrer Motivation und ihrem Profil erkennbar bleiben. Entscheidend ist, dass Menschen in unserer Nähe zu sich selbst kommen und einen Ort finden, an dem sie zu Hause sind. Dass wir einander Heimat geben.“ aus: Cornelia Coenen-Marx, *Kirche und ihre Kompetenzen im Sozialraum*. Fazit ihres Vortrags beim Fachtag Kirche im Sozialraum, Freiburg, vom 27.9. 2019

6 Heike Springhart, zitiert aus: Bericht Landesbischöfin vor der Synode-2022-04-26.pdf, S. 7 abgerufen von der Ekiba-Homepage am 29.04. 2022

7 www.quartier2030-bw.de

8 <https://allianz-fuer-beteiligung.de/foerderprogramme/foerderbaukasten/>

9 LEADER ist ein Akronym und steht für „Liaison Entre Actions de Développement de l'Économie Rurale“, also die Verbindung von Aktionen zur Entwicklung der ländlichen Wirtschaft. Infos zu LEADER in Baden-Württemberg unter: <https://mlr.baden-wuerttemberg.de/de/unse-re-themen/laendlicher-raum/foerderung/leader/>

10 S. Beitrag zum Ausbau des Evang. Freizeitheims „Fehrenbacher Hof“ in diesem Heft S. 242 Weitere Beispiele und Hintergrundinfos finden sich in: *LandInForm Spezial* 9/2021, LEADER: Kirche macht mit, als PDF-Datel abrufbar unter: www.land-inform.de

11 <https://www.deutsche-stiftung-engagement-und-ehrenamt.de/>

12 Hayo Büsing, Projekt Diakonie und Kirche im Sozialraum, Mailadresse: hbusing@diakonie-baden.de

ZWÖLF LEITIMPULSE FÜR EINE DIAKONISCHE KIRCHE MIT ZUKUNFT

■ Unter dieses Motto stellt der sogenannte **WIR&HIER-Kongress „Gemeinsam Lebensräume gestalten“**, der im September letzten Jahres in Hamburg stattfand und von der „Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung“ (midi) **verantwortet wurde**, sein gemeinsames Ergebnis bei dem Versuch, verschiedene Perspektiven für eine sozialraumorientierte Arbeit von Kirche und Diakonie in Kooperation mit anderen Akteuren auszuloten.

1. & – ist das Beziehungszeichen schlechthin.

Das & steht für Verbindung, Beziehung, Bindung, Verbindlichkeit. Fühlend, handelnd und denkend in Beziehung sein zu sich selbst, zu anderen, zu Gott.

2. Wir & Hier – vor Ort, eingebunden, nahbar.

Das & ist Hinaus-Forderung: „Hinaus ins Weite“ liegt ganz nahe - im Sozialraum, in der Nachbarschaft. Eine diakonische Kirche bleibt nicht bei sich, sie geht aus sich heraus, verlässt sich und geht als Nächste auf die Nächsten zu. Sie lässt sich herausfordern vom unmittelbaren Sozialraum.

3. Wir & Wir – es geht nur gemeinsam.

Das & macht uns zusammen einzigartig und wiedererkennbar: Kirche & Diakonie

heißt Glaube & Werke, Handeln & Deuten, Gottesliebe & Nächstenliebe.

4. Du & Wir – tragende Beziehungen wirken tiefer.

Das & steht für persönliche Beziehung. Es geht nicht um die institutionelle Kirche oder Diakonie, es geht um die Relevanz und Plausibilität christlicher Lebensdeutung im persönlich biografischen Kontext. Es geht um Engagement von Herzen und mit tieferem Sinn.

5. Hier & Wir – Perspektivwechsel schafft Nähe.

Das & lässt sich auf andere Positionen ein. So werden gemeinsam neue Perspektiven diskutiert und ermöglicht. Nicht die Wahrheit hinter sich zementieren – die Wahrheit zusammen entdecken. Sich auf gemeinsame Ziele hin ausrichten, offen, inklusiv und einladend.

6. Wir & „Es“ – die Welt verändert sich. Für alle und alles.

Das & macht agil und dynamisch. Kirche und Diakonie können im und mit dem Sozialraum gemeinsam lernen. Irritationen von außen ermöglichen innovative Prozesse, fördern und unterstützen Dynamiken – und bringen uns letztlich gemeinsam weiter.

7. Wir & das „&“ – mehr als die Summe seiner Teile.

Das & steht für „es gibt mehr“. Kirche und Diakonie bringen eine ganzheitli-

che Perspektive in ansonsten funktional differenzierte Sozialräume und Lebenswirklichkeiten. Das eröffnet religiöse Dimensionen und vermittelt Beheimatung, Zugehörigkeit und Gemeinschaft.

8. Wir & alle – inklusiv, partizipativ, offen für Vielfalt.

Das & bindet ein. Immer. Durch proaktive Netzwerke und gemeinsame Narrative. Wahre Inklusion und Partizipation bedeuten, bereits Ziele und Prozesse inklusiv und partizipativ zu bestimmen – Betroffene werden zu Beteiligten. Ausgrenzung wird von vornherein ausgeschlossen.

9. Wir & für – teilen verbindet!

Das & macht solidarisch. Diakonische Kirche mischt sich ein im Alltag. Da bezeugt sich Gott in der Welt – in Wort und Tat. Sowohl im „außeralltäglichen Gottesdienst“ als auch als „Gottesdienst im Alltag der Welt“.

10. Wir & die nach uns – die Zukunft im Blick.

Das & ist nachhaltig wirksam. Eine diakonische Kirche bekennt sich auf der Grundlage ihres Auftrags, „zu bebauen und zu bewahren“ (Genesis 1), zu den nachhaltigen Entwicklungszielen (SDGs) der Vereinten Nationen, zur Pariser Klimaabkommen und zum „Green Deal“ der Europäischen Union.

11. Wir & viele – Engagement eint.

Das & ist hilfsbereit und ehrenamtlich. Im Sozialraum sind viele mehrfach ehrenamtlich engagiert. Daran knüpft dia-

konische Kirche an. Sie fördert Ermöglicheräume, in die Ehrenamtliche sich mit eigenen Gaben und Ressourcen einbringen können.

12. Wir = & – wir sind auch die anderen.

Das & ist Augenöffner. „Zielgruppe“ sind nicht die da draußen. Kirche und Diakonie sind Bestandteil des Sozialraumes. Und zugleich Gegenüber: handelnd & deutend, um in allem Tun auch religiöse Deutungskontexte erlebbar zu machen.

Sorgende Gemeinde mit anderen:

Interreligiös und interkulturell gemeinsame Werte finden¹

■ Wie sieht ein Ort aus, an dem multikulturelle und multireligiöse Gemeinschaft im Alltag gestaltet wird? Was lässt ihn gelingen? Was macht ihn aus? Welche gemeinsamen Werte sind wichtig? Pfarrer Dr. Joachim Vette vom Ökumenischen Bildungszentrum sancta Clara in Mannheim nimmt uns leidenschaftlich in seinen sehr realen Traum mit hinein..

Mannheim ist eine Stadt, die von Anfang an durch Einwanderung geprägt ist. Einwanderer brachten und bringen ihre Kultur und ihren Glauben mit: die Hugenotten; niederländische Reformierte; katholische Polen; portugiesische Juden; Kriegsflüchtlinge unterschiedlicher Konfession, zuletzt aus der Ukraine; griechisch, russisch, bulgarisch und rumänisch orthodoxe Christen; türkische, kurdische, kosovarische, albanische und arabische Muslime. Religiöse und kulturelle Vielfalt sind Teil der Stadtgesellschaft. Derzeit sind knapp 50% der Einwohner evangelische oder katholische Christen, ca. 10% sind Muslime. Eine lebendige jüdische Gemeinde mit einem sehr aktiven und kontaktfreudigen Kantor bereichert die Stadtgesellschaft.

Interkulturelle Vielfalt im Quartier ist hier der Normalfall. Menschen aus anderen Kulturen und Glaubensgemeinschaften sind unsere Nachbarn und unsere

Nächsten. Wir begegnen einander im Treppenhaus und auf der Straße, beim Einkaufen und auf Veranstaltungen. Wir arbeiten in Betrieben zusammen und unsere Kinder besuchen gemeinsam Kindergärten, Schulen und Sportvereine. Wir laden uns gegenseitig zum Essen ein, feiern Hochzeiten und religiöse Feste, und packen miteinander an, wenn Hilfe nötig ist. Wir erschrecken und trauern gemeinsam und trösten uns gegenseitig, wenn wir Gewalt und Hass erleben oder davon erfahren.

Begegnen, arbeiten, feiern, lernen, trauern: Mit diesen Begriffen ist bereits angedeutet, worum es geht. Wenn wir von gemeinsamen Werten sprechen, die ein Quartier trotz kultureller und religiöser Verschiedenheit zusammenbringen können, dann sind diese Werte nur etwas wert, wenn sie von

der Theorie in die Gestaltung kommen. Als ich 2012 beruflich nach Mannheim wechselte, musste ich erst einmal entdecken, wo ich gelandet war. Und als ich wenige Zeit später gemeinsam mit dem Vorsitzenden der Ditib-Moschee der Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde in brütender Sommerhitze beim Umzug half und uns allen der Schweiß von der Stirn lief, wusste ich: Hier bin ich richtig. Hier ist ein Ort, an dem multikulturelle und multireligiöse Gemeinschaft im Alltag gestaltet wird.

Interkulturelle Vielfalt im Quartier ist hier der Normalfall

Gemeinsame interkulturelle Werte im Quartier

Als evangelischer Christ, als evangelischer Pfarrer, ist die Rede von Werten nicht zu trennen von Religion; das Wort *interkulturell* ist nicht zu trennen von *religiöser* Kultur. Ich bin Teil einer Glaubensgemeinschaft und begegne vielen meiner Nachbarn als Teil ihrer Glaubensgemeinschaft. Unser Entdecken gemeinsamer Werte geschieht auch im Rahmen unseres Glaubens. Interkulturalität ist so Teil unseres interreligiösen Miteinanders. Welche Haltung ist dabei hilfreich? Hier einige Schlagworte, die mir in meinem Nachdenken und Arbeiten geholfen haben:

Identitätstreue

Eine christliche Gemeinde ist eine Gruppe von Menschen, deren Identität durch ein gemeinsames Narrativ geprägt wird. Ja, es ist gut evangelisch, dass wir uns ständig darüber streiten, wie dieses Narrativ zu verstehen ist und welche Elemente zu diesem Narrativ dazugehören, aber in jeder evangelischen Gemeinde spielen die Worte Weihnachten, Kreuz, Auferstehung, Bibel, Taufe und Abendmahl eine Rolle. Wir sind durch eine bestimmte religiöse Tradition geprägt und finden in dieser Tradition unsere religiöse Identität.

Zur Identitätstreue gehört die Spurensuche in meinem Glauben, wo es Ressourcen gibt, die uns für das interkulturelle und interreligiöse Miteinander stark machen. Die Suche nach gemeinsamen Werten beginnt oft mit der Klärung: Was

Zur Identitätstreue gehört die Spurensuche in meinem Glauben

sind eigentlich unsere Werte? Zum einen glaube ich, dass wir in der Nachfolge Jesu Christi zu einem Zusammenleben in Nächstenliebe berufen sind. Dazu gehört, dass wir selbstverständlich auch andersgläubige Menschen als Ebenbilder Gottes ansehen. Dazu gehört, dass wir gemeinsam „der Stadt Bestes suchen“. Unsere eigene religiöse Tradition drängt uns dazu, Licht und Sauerteig für alle Menschen in unserem Kontext zu werden. Um diese Tradition stark zu machen, müssen wir dauerhaft in unseren Gemeinden Identitätspflege betreiben, uns immer wieder gegenseitig erzählen, was uns prägt, was uns trägt und was uns motiviert.

Demut

Wenn ich auf jemanden Neues zugehe, geschieht dies aus dem Bedürfnis, mehr zu lernen. Ich möchte etwas über die andere Person erfahren, ihren Hintergrund und das, was sie prägt und bewegt. Auf jemanden zugehen – das verbinde ich mit der demütigen Einsicht, dass ich nicht schon alles weiß, dass mein Wissen limitiert ist und dass es für mich möglich ist, zu wachsen und mich zu verändern. Demut ist eine religiöse Grundhaltung Gott gegenüber – eine Grundhaltung übrigens, die im Islam und Judentum sofort anschlussfähig ist. Demut ist aber auch eine Voraussetzung des Lernens, der Bildung und des interkulturellen Miteinanders.

Ich ziehe es vor, von Demut zu sprechen anstatt von Toleranz. Toleranz kann oft mit einer Haltung der Gleichgültigkeit oder des Desinteresses einhergehen. Es

ist nicht unbedingt notwendig, den anderen verstehen zu wollen, eine Beziehung mit ihm oder ihr aufbauen zu wollen, um tolerant zu sein. Demut – so wie ich das Wort verstehe – verbindet sich mit echtem Interesse am anderen; mit dem Eingeständnis, die eigenen Meinungen und Bilder über den anderen könnten falsch sein. Demut bedeutet, bescheiden anzuerkennen, dass ich vom anderen lernen kann.

Querverbindungen

Werte können Querverbindungen zwischen Glaubensgemeinschaften sein. Solche Verbindungen werden auch über gemeinsame Interessen und Herausforderungen geschaffen. Nehmen wir die Pandemie. Ob Moschee- oder Sportverein, jüdische, evangelische oder katholische Gemeinde: Wir alle haben mit ähnlichen Themen ringen müssen: Wie erhalten wir Gemeinschaft in einer Zeit, in der Gemeinschaft die Gesundheit gefährdet? Wie werden wir dem Anspruch unserer Traditionen gerecht, wenn wir sie nicht mehr gestalten können wie bisher? Wie feiern wir unsere Feste? Wie unterstützen wir unsere Mitglieder dort, wo sie von uns Hilfe erwarten?

Nehmen wir den Klimawandel. In Mannheim haben sich jetzt kirchliche Gemeinden und Moscheen zu einem Netzwerk „nachhaltige Gotteshäuser“ zusammengeschlossen, um voneinander zu lernen,

Demut bedeutet, bescheiden anzuerkennen, dass ich vom anderen lernen kann

Damit diese Herausforderungen zu Querverbindungen werden können, sind Begegnung, Offenheit und Empathie notwendig

wie man Strom sparen, Emissionen und Plastik reduzieren und nachhaltig

einkaufen kann. Der grüne Gockel kräht nicht nur evangelisch.

Nehmen wir häusliche Pflege. Ein behindertes Kind oder einen dementen Vater zuhause zu pflegen, ist keine Frage der religiösen oder kulturellen Zugehörigkeit. Und so bieten wir im Ökumenischen Bildungszentrum sancta clara Kurse für pflegende Angehörige an, bei denen eine Dolmetscherin anwesend ist, um auch für türkische und bosnische Frauen eine Teilnahme zu erleichtern.

Nehmen wir die Flüchtlingshilfe. Die evangelische Kirche hat Personal und Ressourcen, um ukrainische Flüchtlinge zu unterstützen. Was wir zu wenig haben, sind Sprachkompetenzen. Wer Sprachkompetenz hat, ist die jüdische Gemeinde, die einen großen Anteil ukrainischer Mitglieder hat. Die Kompetenzen unterscheiden uns, die Flüchtlinge aber gehen uns alle an. miteinander können wir wirksam helfen.

Herausforderungen, die unterschiedlichen religiösen und kulturellen Gruppen im Quartier gemeinsam sind, gibt es viele. Manche sind regional spezifisch, andere finden sich fast überall. Damit diese Herausforderungen zu Querverbindungen werden

können, sind Begegnung, Offenheit und Empathie notwendig. Erst wenn Menschen sich darüber austauschen,

was sie beschäftigt, aber auch: wo sie nicht weiterkommen und wo sie Hilfe

benötigen, können Herausforderungen zu Querverbindungen werden, um unterschiedliche Gruppen ins gemeinsame Tun bringen.

Es gibt im Englischen eine Binsenweisheit: „The feeling follows the action“. Nicht erst auf das richtige Gefühl warten, bis man ins Handeln kommt. Nein, umgekehrt wird ein Schuh daraus: Erst wenn ich damit beginne, etwas zu tun, stellen sich dazu Gefühle ein. Übertragen hieße dies: Die Werte folgen dem Tun. Will heißen: Es ist nicht immer sinnvoll, erst umfassend zu klären, ob und welche Werte wir gemeinsam haben, um dann erst zu handeln. Vielmehr kommt das Entdecken gemeinsamer Werte gerade erst durch das und im gemeinsamen Tun.

Gastfreundschaft

Das bringt mich zu meinem letzten und wichtigsten Schlagwort: Gastfreundschaft. Ich bin überzeugt, dass gemeinsame Werte im Quartier – und zwar über religiöse und kulturelle Differenzen hinaus – mit Gastfreundschaft beginnen und in Gastfreundschaft enden. Wenn es uns gelingt, uns sowohl in der Rolle des Gastgebers zu üben als auch die Rolle des Gastes anzunehmen, ist das Wesentliche getan, um eine gemeinsame Identität im Quartier zu schaffen.

Gastfreundschaft ist ein wechselseitiges Prinzip: Nicht nur, dass ich als Gastgeber mein Haus, meine Religion, mein Leben, mein Fühlen, mein Denken so

präsentiere, dass der andere sich traut, an mich ranzukommen, dass die andere sich bei mir aufgenommen und willkommen fühlt. Es geht auch darum, dass ich mich als Gast traue, in das Leben, Fühlen und Denken anderer hineinzugehen, also mein (Gemeinde)haus zu verlassen und mich in einem neuen Kontext „fremd“ zu machen; mich verletzlich zu machen, die Gefahr von Peinlichkeit zuzulassen, sich

Indem wir immer wieder die wechselseitigen Rollen von Gastgeber und Gast einnehmen, schaffen wir die Öffnungen in unseren eigenen Gemeinden

berühren zu lassen, sich zu öffnen und so aufeinander zuzugehen.² Indem wir immer wieder die wechselseitigen Rollen von Gastgeber und Gast

einnehmen, schaffen wir die Öffnungen in unseren eigenen Gemeinden, die Querverbindungen zwischen uns und anderen möglich machen. Oder anders ausgedrückt: Die besten Nachbarschaftsprojekte haben oftmals damit begonnen, dass ich mich habe zum Tee einladen lassen oder dass ich jemanden auf einen Kaffee eingeladen habe.

Wohin führt das?

Identitätstreue, Demut, Offenheit für Querverbindungen, Gastfreundschaft. Zum Schluss einige praktische Konsequenzen, die entstehen können, wenn unsere Gemeinden sich auf einen solchen interkulturellen und interreligiösen Dialog einlassen:

- Unendlich viele Tassen Tee und Kaffee, die man gemeinsam trinkt.
- Darauf achten, ob man am großen Zeh keine Löcher in den Socken hat, weil man nie weiß, ob man in der Moschee oder einer muslimischen Nachbarsfamilie die Schuhe ausziehen wird.

- Austausch der besten Rezepte für Baklava und Adventsplätzchen. Dabei viele interreligiöse Unterhaltungen, wie man den pubertierenden Sohn dazu bringt, mit in den Gottesdienst zu gehen.
- Ein interreligiöser Gebetsraum in der Landeserstaufnahmestelle für Flüchtlinge.
- Das Verfassen eines gemeinsamen jüdisch-christlichen-muslimischen Gebets für alle an Corona Verstorbenen.
- Viele Einladungen zum Fastenbrechen am Iftar.
- Gemeinsame Konzeption von Kursen für digitaler Grundbildung für Senioren mit Migrationshintergrund.
- Ein Bibel-Koran-Lesekreis, in denen die Teilnehmenden ihren eigenen Glauben neu verstehen, weil sie ihn Andersgläubigen erklären.
- Gemeinsame Aktionen gegen Antisemitismus in den Schulen vor Ort.

Von welchen Projekten können Sie träumen, wenn Sie die Ressourcen und Kompetenzen verschiedener Religionsgruppen in ihrem Stadtteil in den Blick nehmen und kreativ kombinieren? Fällt Ihnen da schon etwas ein? Falls Sie nicht schon längst dabei sind, hier wunderbare Dinge zu gestalten, machen Sie hier mutig einen Anfang!

■ Joachim Vette, Mannheim

1 Der vorliegende Text ist die leicht gekürzte Fassung des Abschlussvortrags beim Fachtag „Sorgende Gemeinde werden“ am 7. Mai 2022 in Rastatt. Der Vortragsstil ist beibehalten.

2 Vgl. das Interview mit Prof. Dr. Klaus von Stosch zu Grundlagen des interreligiösen Dialogs unter https://www.youtube.com/watch?v=LHV8Y0_KEs4

Kirche im Dorf – kirchliches Leben im ländlichen Raum: Perspektiven und Aufgaben

■ Der Pfarrer und gelernte Landwirt Peter Schock ist Leiter des Kirchlichen Dienstes Ländlicher Raum (KDL). Er stellt einige Thesen zur „Kirche auf dem Land“ vor, die einen Überblick über die Herausforderungen der kirchlichen Arbeit auf dem Land geben sowie aufzeigen, wie ihnen begegnet werden kann.

Neulich, nach dem Gottesdienst zur Verabschiedung unseres langjährigen Mitarbeiters Rolf Brauch in Mosbach-Neckarelz, sagte ein Kollege aus der katholischen ländlichen Erwachsenenbildung zu mir: „Ihr Evangelischen seid schon um Eure schönen Natur- und Landlieder in Eurem Gesangbuch zu beneiden. Die haben wir leider im Gotteslob nicht.“ Natürlich hatten wir die Klassiker gesungen, sie gehen ins Herz. Und sie erwecken auch nach außen den Eindruck, als ob wir Evangelischen besonders landverbunden sind. Aber stimmt das?

Die Reformation war ja eher eine akademische und urbane Bewegung, gerade auch hier im Südwesten Deutschlands. Die Landbevölkerung hat oft gefremdelt mit der Konzentration auf das Wort, die ja die Kunst des Lesens voraussetzte. Und auch heute noch erlebe ich eher im Katholizismus eine verbreitete „Volkstümlichkeit“ – bei Prozessionen und Wallfahrten, Marienfesten, Wegkreuzen, blumengeschmückten und liebevoll gepflegten Kirchen und Kapellen – die vor allem geöffnet sind und Wandernde zum Verweilen und Nachdenken einladen. Vie-

le evangelische Verlautbarungen, Ideen, Veranstaltungen, Konzepte zeigen eine eindeutig akademische Handschrift, und ich habe das Gefühl: Sie sprechen auch in erster Linie städtisch geprägte Akademiker*innen an. Die Evangelische Kirche – eine Kirche der Stadt und des Bildungsbürgertums?

Nicht ganz, wenn ich mir die vielen lebendigen Gemeinden in unseren badischen Landregionen anschau. Leider konnte ich in den vergangenen zwei Jahren nicht so übers Land reisen, wie ich es mir gewünscht hätte. Aber ich habe – der Digitalisierung sei Dank! – an einigen Bezirkssynoden und Pfarrkonventen von Nord bis Süd teilnehmen können und war immer wieder erstaunt und erfreut über die Frische und den Ideenreichtum, den viele Gemeinden im badischen ländlichen Raum an den Tag legen – bei allen Beschwerden und Klagen, gerade auch jetzt durch den neuen Strategieprozess. Daraus, aus meiner Beschäftigung mit dem Thema und aus vielen Gesprächen und Tagungen mit Kolleg*innen aus ganz Deutschland möchte ich einige Thesen zum Thema „Kirche auf dem Land“ wagen, vor allem, was nach neueren Erkenntnissen die Grundlagen des Landlebens heute angeht¹:

1. Die Probleme in Stadt und Land ähneln sich

Hier wie dort nimmt die Kirchenverbundenheit ab; hier wie dort wird die Zahl der

Ehrenamtlichen geringer und der Altersschnitt steigt; hier wie dort fehlt es an Geld und damit auch an Hauptamtlichen. Bei der Frage der Gebäude gibt es durchaus Unterschiede, aber auch in städtischen Gemeinden gibt es mittlerweile viele Kirchen, Gemeindezentren und Pfarrhäuser, deren Zukunft fraglich erscheint. Das soll nicht die Problemlagen nivellieren, aber alle Akteur*innen ermutigen, sich nicht in ausschließlich negativen Positionen zu sehen. Die Veränderungen und der Strategieprozess treffen alle in unserer Landeskirche, gemeinsam müssen wir die Herausforderungen angehen – allerdings mit einem differenzierenden Blick auf die jeweiligen Situationen und Bedürfnissen. Vielleicht kann die Stadt vom Land lernen und umgekehrt?

2. Ländlicher Raum ist nicht gleich ländlicher Raum

Ich war bei vielen EKD-weiten Veranstaltungen zum Thema dabei. Wenn man die Probleme der Kirchen insbesondere im Osten sieht, wähnt man sich in Baden fast im ländlichen Vorzeigeland. Aber gerade wir Badener*innen kennen auch die Unterschiede: Ein Dorf im Bauland oder im Hochschwarzwald unterscheidet sich deutlich in seinen Gegebenheiten von den Dörfern in der Rheinebene, vom „Speckgürtel“ rund um unsere Großstädte ganz zu schweigen. In der Wissenschaft hat man sich daher längst angewöhnt, nicht mehr vom „ländlichen Raum“, sondern von den „ländlichen Räumen“ zu spre-

Vielleicht kann die Stadt vom Land lernen und umgekehrt?

Probleme lassen sich nicht mit Einheitslösungen lösen

chen. Das hilft, die besonderen Spezifika wahrzunehmen, was auch dringend nötig ist. Denn Probleme lassen sich nicht mit Einheitslösungen lösen, sondern nur mit dem genauen Blick, was jeweils nötig und angesagt ist – am besten mit Entscheidungen vor Ort und durch die unmittelbar Betroffenen.

3. Das Land ist nicht defizitär!

Wenn man sich die Raumordnungs- und Strukturpolitik in der frühen Bundesrepublik anschaut, hat man immer den Eindruck: Dem Land fehlt etwas, es muss zu einer kleinen Stadt werden. Das Ideal war das Leben im urbanen Raum, und aus den Dörfern sollten vergleichbare Abbilder werden. Davon hat man sich mittlerweile Gott sei Dank verabschiedet, aus „gleiche“ wurden „gleichwertige Lebensverhältnisse“. Dennoch hat das versuchte Glattbügeln bis heute negative und nicht mehr umkehrbare Folgen auf dem Land hinterlassen. Doch besinnen sich die Dörfer auf ihre Stärken: die Verbundenheit, gewachsene Sozialstrukturen, kurze Wege, Überschaubarkeit, lebendige Traditionen, ein Leben in und mit der Natur. Man hat zwar kein Nationaltheater und keine Kunsthalle, dafür aber funktionierende Vereine, gegenseitige Wahrnehmung und Nachbarschaftshilfe, zupackende Hände für Bauvorhaben oder gelungene Feste. Diese Stärken gilt es zu entdecken, zu benennen und zu nützen – und nicht den Blick in erster Linie auf das zu richten, was nicht ist und was vermeintlich fehlt.

4. Landleben ist attraktiv!

Bisher galt immer: Das Land blutet aus, insbesondere die Jungen ziehen weg. Das gilt für abgelegene Regionen leider immer noch. Aber Dörfer in erreichbarer Nähe zu größeren Zentren, von denen es bei uns in Baden viele gibt, machen neue Erfahrungen: Insbesondere junge Familien zieht es wieder verstärkt aufs Land. Das hat mehrere Ursachen: Knappheit und hohe Preise auf dem Immobilienmarkt, durch Corona der Ausbau des Homeoffice, seit Jahren ein neues Land-Image². Junge Familien sehen die bezahlbare Möglichkeit, auf dem Land den Platz und die Bedingungen zu finden, den sie sich für das Leben mit den Kindern wünschen. Das heißt dann nicht, dass diese Menschen sich für immer hier niederlassen. Das Land kann auch zur „Lebensabschnittsheimat“ werden, allerdings in einer Phase, in der die Neubürger*innen auch zu Engagement und Mitwirkung bereit sind, allein schon aus eigenen Interessen. Das heißt für die Gemeinden: Offenheit, Interesse, Willkommenskultur, auf die Neuen zugehen und ihnen den nötigen Platz und Beteiligung einräumen, spezifische und passende Angebote machen. Auch diese Menschen bringen Erfahrungen und gute Ideen mit – ein „bei uns war das schon immer so“ ist hier eher kontraproduktiv und vergibt die Chance. Natürlich müssen die „Neuen“ auch bereit sein, sich zu bewegen und zu integrieren – aber halt nicht nur sie allein.

5. Wir sitzen alle im selben ... Dorf

Was für das Verhältnis Stadt – Land gilt, gilt auch für das Dorf selbst: Wenn

wir als Kirche Probleme mit dem Nachwuchs, den Aktiven, den Finanzen haben, haben das die anderen Akteur*innen auch. Allen voran die Vereine, aber auch Institutionen wie Feuerwehr, Rotes Kreuz, die politische Gemeinde etc. Warum sich nicht zusammentun, kooperieren, gemeinsame Räume, Feste, Veranstaltungen, Hilfsangebote? Bisher war es auf den

Dörfern ja oft so, dass die Vereine untereinander spätestens, wenn die Not am größten war, Kontakt aufnahmen und eine Zusammenarbeit anvisierten. Aber mit der Kirchengemeinde? Man freut sich zwar, wenn der/die Pfarrer/in zum Fest kommt, vielleicht auch einen Gottesdienst anbietet, aber eine direkte Zusammenarbeit? Da gibt es doch gewisse traditionelle Hemmschwellen, auf beiden Seiten. Wenn diese überwunden werden, tut sich ein riesiges und lohnendes Feld der Möglichkeiten auf, für alle Seiten.³ Und für uns als Kirche mit unserem diakonischen Anspruch gehört es zum eigenen Selbstverständnis, hier dabei zu sein. In den Dörfern wächst immer mehr die Erkenntnis, dass es neben allen Einzelinteressen, Überzeugungen und Zugehörigkeiten vor allem darum gehen muss, gemeinsam die eigene Identität und das unmittelbare Lebensumfeld zu gestalten, zu stärken und zu bewahren. Da sollten wir als Kirche eine aktive Rolle spielen.

6. Die Kirche ist besonders sichtbar

Denn wir sind ja seit Jahrhunderten für die Dörfer identitätsstiftend. Das galt früher für den Glauben, heute neben einem an vielen Orten lebendigen Ge-

meindeleben aber vor allem für unsere Gebäude, die Kirchen. Hier wurde getauft, konfirmiert, geheiratet, wichtige Feste und Gottesdienste erlebt, in früheren Zeiten oft auch Abschied genommen – Feiern und Anlässe, die das Leben der Familien an entscheidenden Wendepunkten strukturiert haben. Unsere Kirchen stehen an zentralen Plätzen und geben dem Ortsbild schon von weitem sein prägendes Gesicht. Und sie sind seit alters geistige Zentren, in denen es um mehr als die Mühe und Sorge des Alltags geht. Stätten der weiterführenden Gedanken, der Transzendenz, der Bildung und auch der Kultur. Hier erleben Menschen Musik, Konzerte, Kunst, Zugang zu fremden, neuen und alten Texten – oder einfach Gemeinschaft und Feiern in herausgehobener Stimmung am Sonntag. Kirche prägen seit vielen Jahrhunderten die Dörfer – ihr Bild, ihre Zentren, ihr Denken. Dessen sind sich die Menschen vor Ort auf der Suche nach dem gemeinsamen „Wir“, nach ihrer Identität bewusst. Auch wenn wir heute als Kirche nicht mehr die inhaltliche Rolle im Leben vieler spielen, können wir nach wie vor die Chance unserer Gebäude nutzen – die im Übrigen ja auch selbst predigen und verkündigen. Gerade im angelaufenen Strategieprozess, in dem wir uns auch leider Gottes von Kirchengebäuden werden trennen müssen, können wir Partnerinnen und Partner im Quartier finden, denen der Erhalt der prägenden, oft geschichtsträchtigen und wertvollen Gebäude ebenso am Herzen liegt. Das mag auf dem Land mitunter

Sie sind seit alters geistige Zentren, in denen es um mehr als die Mühe und Sorge des Alltags geht

eher gelingen als in der Stadt, wobei ich die Schwierigkeiten und die Schmerzen, die dieser Prozess auslösen wird, nicht verschweige. Auch hier gilt: Voneinander lernen, Lösungen vor Ort suchen, Erfahrungen austauschen. Hierfür sollten wir in unserer Landeskirche Formen der Vernetzung, des Austauschs und der Informationsweitergabe entwickeln. Gute Beispiele gibt es schon.⁴

Mir ist bewusst: Das sind jetzt keine Best-Practice-Beispiele, die es einfach umzusetzen gilt. Aber solche Beispiele hemmen auch, da sie oft nicht leicht nachzumachen sind bzw. die eigenen Beschränkungen und Defizite

aufzeigen. Warum schaffen die das und wir nicht? Das frustriert. Ich bin vielmehr davon überzeugt, dass gelingende Projekte vor Ort entwickelt werden müssen. Da weiß man, was möglich ist, was gebraucht wird und was Zukunft hat. Es ist eine Stärke des Landes, die Dinge und Möglichkeiten realistisch zu sehen. Und zu dieser Realität gehören halt neben dem ohne Frage Fehlenden vor allem die Stärken, die in jeder Gemeinde schlummern. Diese Stärken zu entdecken, wollte ich mit meinen Gedanken und Thesen beitragen. Denn ich bin überzeugt, dass jede Gemeinde bei uns vor und nach vollbrachtem Werk vertrauensvoll einstimmen kann in eines unserer schönsten Landlieder: *„Alle gute Gabe kommt her von Gott dem Herrn, / drum dankt ihm, dankt, / drum dankt ihm, dankt und hofft auf ihn!“*

■ Peter Schock, Karlsruhe

-
- 1 Literaturempfehlungen: Eine gute allgemeine Einführung bietet Werner Bätzing, *Das Landleben. Geschichte und Zukunft einer gefährdeten Lebensform*, 2020. Speziell kirchlich gibt einen guten Überblick die Aufsatzsammlung von Doris Schmied und der Wüstenrot Stiftung (Hg.), *Kirche im Dorf*, 2020 (kostenfrei zu beziehen über www.wuestenrot-stiftung.de/publikationen). Lesenswert die Bücher des westfälischen Landpfarrers Ralf Kötter: *Das Land ist hell und weit*, 2015, und *Im Lande Wir*, 2020.
 - 2 Siehe den großen aktuellen Zeitschriftenmarkt zum Thema (z. B. „Landlust“, „Landliebe“, „Mein schönes Land“ etc.).
 - 3 Ein äußerst gelungenes Beispiel: NABU-Kirche in Neutemmen in der Schorfheide in Brandenburg (www.nabu-kirche.de).
 - 4 Wiederum u. a. der Verweis auf die NABU-Kirche Neutemmen (siehe Anm. 3). Bei uns in Baden z. B. Auferstehungskirche Bräunlingen, die jetzt als Probekapelle für die Stadtkapelle dient (<https://www.schwarzwaelder-bote.de/inhalt.kirche-neues-probendomizil-braeunlinger-stadtkapelle-hat-noch-einige-arbeit-vor-sich.b8daa4f6-6cb4-410c-829d-96569ffc46fe.html>).

Diakonin auf dem Land

■ Fabienne Gentner ist Diakonin der badischen Landeskirche und tätig in den Kirchengemeinden Rötteln und Tülingen. In ihrem Beitrag teilt sie ihre Erfahrungen als Diakonin auf dem Land, vor allem auch in der Zusammenarbeit mit dortigen Kooperationspartnern.

Seit Pfarrer Braun, dem Bergdoktor und anderen unterhaltsamen Serien haben wir einen Eindruck davon bekommen, wie besonders und wichtig die Arbeit auf dem Land in jeglichen Bereichen ist. Ähnlich verhält es sich bei dem Beruf der Diakonin, jedoch haben nicht mehr viele im ländlichen Raum die Möglichkeit, einen Diakon oder eine Diakonin einzustellen.

Ich, Diakonin der badischen Landeskirche, hatte bereits zwei Mal das Glück, in den ländlichen Gemeinden wirken zu dürfen und möchte nun rückblickend über diese besondere und bereichernde Zeit sprechen.

Die erste Stelle, welche ich antreten durfte, war die Projektstelle „Im Tal bleiben“, welche inzwischen neu besetzt und hoffentlich im Oktober verstetigt werden kann. Die Projektstelle in den Kirchengemeinden Vorderes und Oberes Kleines Wiesental kümmert sich in einer Kooperation mit der Kommune um über 5.000 Einwohner*innen und verteilt sich hierbei auf einem Gebiet von ca. 111 km². Die Zielgruppe bezieht sich insbesondere

Der Charme von Kirchen auf dem Land wird mit den Herausforderungen und Möglichkeiten bereits zum Stellenantritt deutlich

auf Senior*innen, aber durch einen Anteil in der Jugendarbeit, Ehrenamtliche und Beratungsangebote kann das Projekt als ein Mehrgenerationen-Projekt verstanden werden. Die Projektkonzeption wurde hierbei durch Kirche und Kommune in die Wege geleitet und später durch die beiden Seniorenbeauftragten weiterentwickelt. Inzwischen sind viele Ehrenamtliche mit dabei, die das Projekt mit ihren individuellen Begabungen weiterbringen.

Die zweite Stelle ist eine klassische Diakon*innenstelle, welche die Zielgruppe von Kindern und Jugendlichen in den Blick nimmt. Die Stelle verteilt sich auf

zwei Kirchengemeinden in Lörrach, die jedoch im ländlichen Teilgebiet liegen, nämlich die Kirchengemeinden Rötteln und Tülingen. Trotz der Stadtnähe und der somit besseren Verkehrsnetzanbietung wird der Charme von Kirchen auf dem Land mit den verbundenen Herausforderungen und Möglichkeiten bereits zum Stellenantritt deutlich.

Die besonderen Herausforderungen durch den ländlichen Raum sind die altbekannten: weite Entfernungen, schlechte Verkehrsanbindung, wenig barrierefreie Räumlichkeiten, alte Gebäude und wenig Struktur. Jedoch dürfen diese Nachteile nicht in den Vordergrund rücken, wenn wir von kirchlicher Arbeit auf dem Land sprechen, denn die bereichernden Momente überwiegen meiner Meinung nach eindeutig.

So ist die Offenheit gegenüber der Kirche bei der Bevölkerung sehr groß, ebenso die Bereitschaft, mitzuwirken und sich sozial zu engagieren. Auch die vorhandenen Strukturen, Angebote und die Nachbarschaftshilfe sind in den meisten Dörfern vorbildhaft. Die Menschen im ländlichen Raum haben häufig Treffpunkte offizieller oder privater Art, welche für die Bevölkerung und ihren Lebensalltag elementar sind. Hierbei sollte Kirche zum einen den Auftrag wahrnehmen, nach außen zu gehen, teilzu-

nehmen an vorhandenen Projekten und diese mit den Besonderheiten von Kirche zu ergänzen. Auch muss Kirche sich von festgefahrenen Strukturen entfernen, aber das notwendige Kernelement für die Menschen beibehalten. Wie wäre es so mit Getränken und öffentlichen Toiletten, um Fahrradfahrern einen Ort der Ruhe zu geben? Eine besondere Ecke für Familien mit Spielen oder auch die Möglichkeit von Kirchenraumerkundung von Jung und Alt? So sollte Kirche insbesondere die kirchlichen Gebäude offen halten und integriert in die Gemeinwesenarbeit sein, wie beispielsweise als Treffpunkt für den Kindergarten, als Treffpunkt für örtliche Sportgruppen oder als Tagungsmöglichkeit für kommunale Gremien.

Denn durch solche Aktion und die Bereitschaft der Kirche kann ganz konkret das Leben auf dem Land durch die Kirche mitgestaltet werden, und wir als Akteure der Kirche profitieren von der liebevollen und

warmherzige Atmosphäre vor Ort, wenn wir wertschätzend und offen den Menschen gegenübergetreten. Denn wenn ich eines erleben durfte in meiner Tätigkeit, ist es, dass genau in diesen Begegnungen und auch den unterschiedlichen Projekten, auf die ich nachfolgend in aller Kürze eingehen werde, der Glaube erlebbar und Kirche relevant und integriert für die Menschen vor Ort wird.

Offenheit für Kirche ist bei der Bevölkerung sehr groß

Doch wie schafft man es, im ländlichen Raum als Kirche diese Präsenz zu

erlangen, besonders durch den zumeist vollen Terminplan? Hierbei zeigt die Erfahrung einige grundlegende Handlungsmaximen:

Geben Sie den Menschen besonders zu Beginn Zeit, Sie als Mensch und Akteur*in der Kirche kennenzulernen. Erfolgreich konnte dies beispielsweise in meinen Gemeinden gelingen durch rechtzeitige Vorstellung in kommunalen und kirchlichen Veröffentlichungen, aber auch durch Zukunftsabende, Begegnungsmöglichkeiten und Besuche (möglichst aller) Einrichtungen und Akteure vor Ort.

Die kirchlichen Gebäude sollten offen und integriert in die Gemeinwesenarbeit sein

Beziehen Sie die Menschen in Ihre Arbeit und die Planung mit ein, aber ohne sie alleine zu lassen. So haben wir immer wieder in kleinen Teams

und Gesprächen Projektideen vorgestellt, aber haben auch bei den Zukunftstreffen die Menschen konkret gefragt, was sie sich wünschen und haben hieran angeknüpft. Selbstverständlich dürfen Sie auch eigenständig Ihre Visionen und Ideen umsetzen, aber kommunizieren Sie

diese, besonders zu Beginn Ihrer Tätigkeit, mit den bereits aktiven Menschen vor Ort. Denn so können mögliche Verstimmungen, Terminüberlagerungen oder auch andere Störungen frühzeitig erkannt und mit Einfühlungsvermögen bewältigt werden. Es darf nämlich nie vergessen werden, dass hauptamtliche kirchliche Mitarbeiter*innen wie Diakon*innen oder auch Pfarrpersonen wichtig für die Arbeit vor Ort sind, aber eben auch wechseln oder ausfallen können, die Gemeinde vor Ort jedoch bleibt und trägt bestenfalls auch über Vakanzen oder Zusammenlegungen hinaus die Kirche in den Ort.

Ein wichtiger Anknüpfungspunkt ist auch das Ehrenamt vor Ort, denn dieses muss unbedingt wertgeschätzt werden und darf keinesfalls als selbstverständlich angenommen werden. Durch

die ländlichen Vereinsstrukturen ist dies besonders bedeutsam, da die

Teil der
Dorfgemeinschaft sein

bekanntesten Gesichter meist vielfach engagiert sind und diese nicht ausgebrannt werden dürfen. Dies gilt gleichermaßen für den Umgang mit alten Engagierten, aber auch mit neu angeworbenen. In der Praxis haben sich hierbei Ehrenamtsmappen bewährt. In diesen Mappen sind formelle Unterlagen, wie Benzinkostenabrechnungen, Terminkalender der Kirchengemeinde oder auch Fragen zur Versicherung gesammelt. Aber auch ein persönliches Begrüßungsschreiben, ein Wunschzettel (Wo, was und wie lange möchten Sie sich engagieren? Auch Kuchen backen ist hierbei zum Beispiel eine Form von Engagement!), Blumensamen und ein herzliches Dankeschön für die Bereitschaft werden hier durch Flyer und

weitere interessante Materialien bereichert. Aber auch regelmäßige Veranstaltungen, wie das Jubiläum als Helfertag, bei welchem es Verpflegung und gemütliches Beisammensein geht, regelmäßige Telefonate, Kaffeeverabredungen oder eine Karte zum Geburtstag können den Unterschied für die Menschen machen.

So versuchte ich in meiner Tätigkeiten, Teil der Dorfgemeinschaft zu sein und gemeinschaftlich mit den Menschen vor Ort Kirche zu gestalten und erfahrbar zu machen. Aber auch durch das Buch „Viele Dörfer-Ein Tal“, Mittagstische, Sitztanzgruppen, Schul AGs, Kooperationen, einen mobilen Treppensteiger und andere durchgeführte Projekte wurde Kirche sichtbar für die Menschen vor Ort.

Ich möchte Sie mit diesen Tipps und Praxisbeispielen für die Arbeit im ländlichen Raum motivieren. In

den Begegnungen und dem charmanten Zusammensein mit den Menschen vor Ort wurde meine Persönlichkeit gestärkt, mein Glaube vertieft und mir eine wunderbare Zeit geschenkt. Ich durfte Teil von Lebensgeschichten, Erlebnissen und Erinnerungen sein, die wohl jeden berühren würden und für die kirchliche Arbeit auf dem Land begeistern sollten.

■ Fabienne Gentner, Schopfheim

Wie eine Kirchengemeinde sich für das Leben im Dorf engagiert –

Das soziale Miteinander als Garant für eine gute Zukunft

■ Rüdiger Krauth ist Dekan im Kirchenbezirk Adelsheim-Boxberg und Pfarrer in Hirschlanden. Er gibt uns in seinem kurzen Beitrag Einblicke in das Mehrgenerationendorf Hirschlanden, in dem die Kirchengemeinde ein wichtiger Eckpfeiler ist und zu dem auch drei Zwergziegen gehören.

Frau S. holt ihre Tochter vom Kindergarten ab. Stolz zeigt Maya¹ ihrer Mutter den Ziegenführerschein. Das ist in unserem kleinen Dorfkindergarten eine Besonderheit: der Ziegenführerschein. Damit bekommen die Kinder bestätigt, dass sie gelernt haben, wie man auf Ziegen zugeht, wie man sie füttert und berührt, wie man sie pflegt und auch wie man ausmistet. Das ist in unserer modernen Welt keine Selbstverständlichkeit.

Aber durch den verantwortungsvollen Umgang mit diesen zutraulichen Tieren lernen die Kinder für ihr Leben: Zuverlässigkeit, Rücksicht, Teamarbeit und vieles mehr.

Wie kam es zu den Ziegen in unserem Dorf? Das nordbadische Hirschlanden hat ca. 400 Einwohner und hat schon vor Jahren viel investiert in das soziale Miteinander. Denn das Miteinander ist der Schlüssel zu einem Dorf mit Zukunft. So beschlossen wir 2013, uns

Denn das Miteinander ist der Schlüssel zu einem Dorf mit Zukunft

Eine ehrenamtlich betriebene Brauerei mit Gaststätte

am Dorfwettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“ zu beteiligen. Wir erarbeiteten uns ein Leitbild: das Mehrgenerationendorf mit dem Motto „gemeinsam statt einsam“. Freilich gibt es in jedem Dorf mehrere Generationen. Aber hinter dem Leitbild steht für uns der Gedanke, dass die Generationen wirklich füreinander einstehen und sich füreinander einsetzen. So war bereits vor fast zehn Jahren eine ehrenamtlich betriebene Brauerei mit Gaststätte entstanden, um nach der Schließung der Dorfgasthäuser wieder einen Treffpunkt zu haben, wo man etwas essen und wohl-tuendes Bier genießen kann. Dann entwickelten wir ein neues Konzept für unseren eingruppigen Kindergarten: Der Umgang mit Tieren und das Leben mit der Natur wurden zu Stützpfeilern unserer Pädagogik. Unsere Leiterin qualifizierte sich zur Fach-

kraft für tiergestützte Therapie mit dem Schwerpunkt Heilpädagogik. Und so haben wir als Kindergarten mit drei Zwergziegen ein Alleinstellungsmerkmal, das viel Neugierde auf sich zieht. Und seither ist unsere Einrichtung gut belegt und der Erhalt des für das soziale Miteinander im Dorf äußerst wichtigen Kindergartens auf lange Sicht gesichert. Für das Mehrgenerationendorf Hirschlanden haben wir mit kirchlichen Fördermitteln eine Koordinierungskraft auf Geringfügigkeitsbasis eingestellt. Sie koordiniert

die vielfältigen Aktivitäten: ehrenamtlicher Fahrdienst, Kaffeetreff, Mittagstisch für Senioren, zu dem alle paar Wochen auch die Kindergarten-Kinder dazu kommen, Abo-Kisten-Einkaufservice und schließlich unsere gut sortierte Mediathek. Mit modernster Technik sind da ca. 6.000 Artikel erfasst: Bücher, Hörbücher, Brett- und Computerspiele, Filme und Musik-CDs. Höhepunkte sind die Vorstellungen und Theateraufführungen zu neuen Büchern. Aber auch die Spielenachmittage werden gut angenommen.

Der Erfolg beim Dorfwettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“ (2015 Sieger in Baden-Württemberg;

2016 Silbermedaille beim Bundesentscheid) war eine wunderbare Erfahrung, wichtiger jedoch für das Dorfleben ist die motivierende Erfahrung, dass im Miteinander viel gelingt und die Qualität des Dorflebens deutlich zugenommen hat. Wir warten nicht, dass andere etwas für uns tun, wir werden selbst aktiv und nehmen unsere Zukunft in die Hand. Dabei machen wir die Erfahrung, dass dies ein stetiger Prozess ist, bei dem wir auch Fehler machen und uns hinterfragen lassen müssen, bei dem wir aber auch unwahrscheinlichen Segen erfahren und selbst die kleinen Ziegen unseres Kindergartens zu großen Partnern werden.

■ Rüdiger Krauth, Hirschlanden

Ist die motivierende Erfahrung, dass im Miteinander viel gelingt

Wir werden selbst aktiv und nehmen unsere Zukunft in die Hand

1 Name geändert

Der Fehrenbacherhof – ein Projekt im Sozialraum Haslach

■ Christine Aberle berichtet in ihrem Beitrag von der Sanierung des Jugend- und Freizeitheims Fehrenbacherhof, die nur als großes Gemeinschaftsprojekt möglich war. Ohne die Unterstützung der Kommunen und von Stiftungen wäre **diese Sanierung nicht finanzierbar** gewesen. Ihr Einblick macht Lust, den Fehrenbacherhof zu besuchen.

Das Jugend- und Freizeitheim Fehrenbacherhof der evangelischen Kirchengemeinde Haslach in Hofstetten konnte mithilfe der Leader-Fördermittel den barrierefreien Ausbau und Sanierung des beliebten Freizeitheims realisieren und so den Inklusionsgedanken in die Tat umsetzen. Eine neue Heizung und eine energetische Modernisierung werden zudem Nebenkosten senken und die Umwelt schützen. Mit dieser Investition in die Zukunft wird das Selbstversorgerhaus in Hofstetten weiterhin Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen offenstehen.

Im Januar 2020 war der erste Spatenstich, nachdem über dreieinhalb Jahre zuvor im Gemeindehaus beschlossen wurde, das Projekt in Angriff zu nehmen. Keiner wusste damals, wie es finanziert werden könnte. Die Gründung eines Fördervereines sowie wenige große und viele kleine Spenden halfen, dem Ziel näher zu kommen. Ohne die Leader-Förderung von 195.000 Euro hätte das Projekt niemals verwirklicht werden können, darin sind sich alle Verantwortlichen einig.

Die Arbeiten starteten Mitte Februar mit dem Abriss der bisherigen „Widerkehr“, was einen riesigen Schuttberg verursachte. Nachdem dieser sortiert und abgefahren war, konnten im März die Maurer mit ihrer Arbeit für den Anbau beginnen. Die Außenmauern standen schon eine Woche später. Das schöne Wetter trug auch dazu bei, zügig mit den Maurerarbeiten voranzukommen. Dann kam das große Dach dran, bevor es an die Innenarbeiten ging.

Kurz vor dem Richtfest wurde die Leader-Plakette übergeben. Henry Heller, der Vorsitzende der Leader-Arbeitsgruppe, schaute auf die Zeit seit dem Spatenstich im Januar zurück. Viele Hände hätten sich seither bewegt. Der Baulärm im Hintergrund bestätigte das eindrucksvoll. Die Geschäftsführerin der Leader-Geschäftsstelle Julia Kiefer und er hätten ein ganz besonderes Geschenk dabei, machte er es spannend. Der Förderverein Fehrenbacherhof hatte zum eigentlichen Leaderantrag, der von der evangelischen Kirche ausging, einen weiteren Antrag gestellt, was das Regionalbudget betrifft. Damit werden Kleinprojekte bis 20.000 Euro mit 80% gefördert. Am Fehrenbacherhof mit Blick ins Tal soll ein Platz der Begegnung entstehen, wo Menschen miteinander im Gespräch sind, wo sie die Ruhe genießen können, wo ein Grillfeuer wärmt. Auch diesem Antrag wurde zur Freude aller stattgegeben.

Ein weiterer großer Schritt in der Bauphase war das Richtfest. Es wurde auf-

Inklusionsgedanken
in die Tat umsetzen

Die Geschäftsführerin
der Leader-Geschäftsstelle
Julia Kiefer und er hätten
ein ganz besonderes Ge-

grund der Corona-Situation in verkleinertem Rahmen gefeiert. Darunter waren die Bürgermeister der Raumschaft, die das Projekt finanziell unterstützt haben, Mitglieder des Bauausschusses unter der Leitung von Heinz Winkler und die Architektin Regina Münzer vom Haslacher Büro Hättich und Faber. Auch Mitglieder des Vorstandes des Fördervereins Fehrenbacherhof um den Vorsitzenden Helmut Vollmer konnte Pfarrer Christian Meyer begrüßen. Schließlich Mitglieder des Kirchengemeinderates mit den Vorsitzenden Barbara Dobrindt und Bernd Rechenbach. Auch waren Chefs und Mitarbeiter der bisher tätigen Handwerksbetriebe und das Hausmeisterehepaar Fehrenbacher anwesend.

Heute präsentiert sich der Fehrenbacherhof in völlig neuem Charme. Die alte Widerkehr des Hauses wurde abgerissen, die neue ist drei Meter länger. Das Treppenhaus wurde in den Anbau verlegt und zeigt sich sehr großzügig. Eine Glastüre im Treppenhaus führt als Fluchtweg im hinteren Bereich des Gebäudes ins Freie.

Kommt man zur Haustüre rein, kann man schon erahnen, wie weit, hell und freundlich das Haus geworden ist. Ein großes Fensterelement mit gemütlicher Sitzbank lädt zum Ausblick über das Tal ein. Ein barrierefreies Zimmer mit zwei Betten im Erdgeschoss und ein barrierefreies Bad sind ebenso vorhanden wie eine Rampe von außen. „Ein Lift war kostentechnisch nicht machbar“, berichtete die Architektin Regina Münzer.

Der neue Fehrenbacherhof ist nicht mehr wiederzuerkennen

Ursprünglich war eine Sanierung des Aufenthaltsraumes nicht vorgesehen. Durch die große Spende der Klausner-Stiftung mit 100.000 Euro und einer unerwarteten Spende von 20.000 Euro der Klaus-Grohe-Stiftung konnte das Erdgeschoss auch saniert werden. Die Architektin meinte dazu: „Es war eine gute Entscheidung, das ganze Haus komplett neu zu machen“. In den großen Aufenthaltsraum führt eine Glaschiebetür, das Herzstück des Raumes ist ein Kaminofen in der Mitte, um den sich die Gäste scharen können. In der Küche wurde die Elektrik auf Vordermann gebracht.

Im ersten Obergeschoss befinden sich im alten Gebäudeteil die sanierten Schlafräume, die durch eine Brandschutztüre aus Glas erreicht werden. Im neuen Teil sind abgetrennte Duschen, Toiletten und Waschtische in sehr schönen Sanitärräumen. Insgesamt gibt es 40 Betten in zehn Schlafräumen. Auch an Abstellräume und Putzkammer ist gedacht. Noch ein Stock höher sind zwei alte Schlafräume, de-

ren alte dunkle Nut- und Federbretter in der Dachschräge entfernt wurden. „Weiße Decken machen weiter“ erklärt die Architektin. Zwischen den Zimmern ist ein Aufenthaltsraum, der für Kleingruppen genutzt werden kann. Im Neubau ist unter dem Dach ein zusätzlicher größerer Schlafraum entstanden.

Das Haus bietet viele Ecken, die zum Verweilen einladen. Sitzsäcke, die den Flur beleben, oder ein Lesesessel runden die gemütliche Einrichtung ab, schwärmt Regina Münzer vom neuen Flair des Hauses. Der neue Fehrenbacherhof ist nicht mehr wiederzuerkennen.

Die offizielle Eröffnung fand am Erntedankfest 03. Oktober 2021 statt. Dazu wurde der Landesbischof Cornelius-Bundschuh erwartet. Immerhin wurde auch das 50jährige Bestehen des Hofes gefeiert. Grußworte von Vertretern aus Politik, Förderern und Engagierten unterstrichen das große Projekt, musikalisch unterstützt von Blechissimo, einem Bläserquintett aus Hofstetten.

Die Landtagsabgeordnete und Staatssekretärin Sandra Boser gratulierte zu dem Großprojekt. „Ich wäre gerne wieder 13 oder 14 Jahre alt. Da dürfen sich junge Leute freuen“, meinte sie mit einem Blick zurück an eigene Erinnerungen. Auch dass der Inklusionsgedanke umgesetzt wurde, freute sie sehr. Die soziale Teilhabe aller Menschen sei sehr wichtig. Gerade nach der Pandemie müsse es wieder Möglichkeiten geben, Erfahrungshorizonte zu erweitern.

Der Bürgermeister von Hofstetten Martin Aßmuth sprach stellvertretend für die Raumschaftskommunen, die zusammen einen sechsstelligen Betrag in das Leuchtturmprojekt gesteckt hätten. Neben dem eindrucklichen Blick ins Tal sei dieser Zauberort eine Quelle der Inspiration, meinte er. Er dankte auch den heimischen Firmen, die die Arbeiten verrichtet hätten, so sei die Wertschöpfung auf beiden Seiten hiergeblieben. Helmut Vollmer, der Vorsitzende des Fördervereines Fehrenbacherhof, sprach von Visionen und Entwicklungen, die eine Dynamik aufnahmen. So wurden Flyer

verteilt, Bewirtungen durchgeführt, statt Geburtstagsgeschenken für das Projekt gespendet. Der Bekanntheitsgrad nahm zu und damit auch Mitgliederzahlen und Spendensummen.

Der Bauausschussvorsitzende Heinz Winkler zeigte sich heilfroh, dass alle Gewerke noch zu vernünftigen Preisen abgeschlossen werden konnten. Er dankte besonders dem Betriebshof Haslach, die wertvolle Transportfahrten übernommen hätten. Einen besonderen Dank sprach er an Pfarrer Christian Meyer aus, der stets

Ich wäre gerne wieder 13 oder 14 Jahre alt. Da dürfen sich junge Leute freuen

mutig an die Realisierung geglaubt habe. Die barrierefreie Rampe könne man auch „Pfarrer-Meyer-Rampe“ nennen, denn

es war seine Idee, wie es nun realisiert wurde.

„Das große Gemeinschaftsprojekt“, das war auch Bruno Prinzbach von der Hans-Jürgen-Klaussner-Stiftung wichtig zu erwähnen. Die Stiftung wurde erst 2019 gegründet und sei regional orientiert. Es sei hier eine Stätte der Begegnung entstanden, die Unterstützung der Stiftung sei passend und naheliegend.

Schuldekan Hans-Georg Dietrich dichtete dem Fehrenbacherhof gar eine weitere Strophe des Badnerliedes an. Wichtig sei das Ruhem in Gottes Hand, das wünschte er ganz besonders. Ein bewegender Augenblick war das Gedenken an Pfarrer Werner Keller, der das Freizeitheim hoch über Hofstetten vor 50 Jahren gegründet hat. Da er im letzten Jahr verstorben ist, läutete sein Freund Fritz Köhler aus Heidelberg zu seinem Gedenken die Glocke der Kapelle.

Im anschließenden Gottesdienst, zu dem sich wegen Regens die meisten Besucher unter dem Dach der Scheune einfanden, betonte Landesbischof Cornelius-Bundschuh, dass man auf dem Fehrenbacherhof eine neue Sicht auf sich und andere bekommen könne. „Alles, was das Leben ausmacht, ist ein Geschenk“, betonte er. Passend dazu sang der evangelische Kirchenchor „Der Himmel geht über allen auf“. Website www.fehrenbacherhof.org

■ Christine Aberle, Haslach im Kinzigtal



Panoramafenster im Eingangsbereich

Unsere neuen Seminarräume



Bei der feierlichen Eröffnung:

Von links Landesbischof Jochen Cornelius-Bundschuh, Schuldekan Hans-Georg Dietrich, Bruno Prinzbach von der Klausner-Stiftung, hinten Bauausschussvorsitzender Heinz Winkler, vorne der Vorsitzende des Fördervereines Fehrenbacherhof Helmut Vollmer, Landtagsabgeordnete Sandra Boser, Henry Heller, Vorsitzender der Leader-Arbeitsgruppe, Pfarrer Christian Meyer und Martin Aßmuth, Bürgermeister von Hofstetten

Kirchen in neuen Quartieren – eine Standortbestimmung für Kirche

■ Wie kann man Kirche in ganz neuen städtischen Quartieren planen und entwickeln? Welche Erfahrungen macht man damit, was gibt Mut, was gilt es zu bedenken und was begeistert? Neben einer knappen Einführung in theologische Fragen und das Gesamtprojekt in Baden gibt Pfarrer Günter Ihle Antworten auf diese Fragen aus seiner Tätigkeit als Pfarrer für Kirche in neuen Stadtquartieren.

Ich lebe seit 16 Jahren hier in Kehl. In dieser Zeit ist die Zahl der Einwohner der Stadt Kehl um rund 4,3% gestiegen. Die Zahl der evangelischen Gemeindeglieder ist in dieser Zeit um rund 15% gefallen.

Kirchen schrumpfen, Städte wachsen. Das gilt nicht nur hier im Mittelzentrum Kehl. Vor allem in Großstädten wird der Wohnraum eng und bezahlbarer Wohnraum knapp. Das stellt die Stadtplaner vor große Herausforderungen und führt zu erhöhten Bauaktivitäten. In allen badischen Großstädten entstehen neue Quartiere, die je nach Planungsstand unterschiedlich weit entwickelt sind. Wie können die Kirchen nun angesichts solcher „internen“ und „externen“ Entwicklungen reagieren oder sogar agieren?

Die badische Landessynode hat hier bereits 2018 bemerkenswerte Beschlüsse gefasst.

In allen badischen Großstädten entstehen neue Quartiere

Kirche will gerade auch für die vielen Tausend Menschen in diesen neuen Quartieren da sein

„Die Landessynode stimmt dem Konzept ‚Kirche in neuen Stadtquartieren‘ zu. Die Landessynode ermächtigt den Landeskirchenrat, auch über den Zeitraum von einem Jahr hinaus Teildeputate in den betroffenen Stadtkirchenbezirken und Kirchengemeinden einzurichten bzw. zu verlängern, wo dies zur Erarbeitung einer Konzeption erforderlich scheint.“¹

Die „große“ Welt spielt sich eben nicht nur in Berlin, Hamburg und München ab, wo es unterschiedliche Projekte gibt.

Nein, auch in Mannheim („Evangelische und katholische Kirche in FRANKLIN“), Heidelberg (Bahnstadt und neue Südstadt), Karlsruhe (Südstadt Ost/Citypark und Knielingen 2.0), Kehl-Strasbourg (Rheinhafen-Viertel, Chapelle de la Rencontre) und in Freiburg (neuer Stadtteil Dieten-

bach) gibt es konkrete Projekte, mit denen sich die Landessynode schon damals befasst hat. Inzwischen gibt es, meines Wissens, weitere Überlegungen in Konstanz und anderen Städten.

Die Verantwortlichen unserer Landeskirche haben Zuversicht, Einsicht, Mut und Weitsicht gezeigt. Zuversicht, dass wir als Kirche gerade auch für die vielen tausend Menschen in diesen neuen Quartieren da sein wollen und sollen; gerade auch für

diejenigen, die bisher wenig oder gar nichts mit Kirche zu tun haben. Einsicht,

dass dies mit den lokalen Ressourcen nicht zu leisten ist. Mut, in einer bisweilen eher „defensiven“ Situation von Kirche aktiv Ressourcen für eine begrenzte Zeit zu investieren. Und Weitsicht, weil wir hier ein Stück weit auch Formen und Inhalte der Kirche der Zukunft erproben, Neues ausprobieren, Lebensräume erkunden, gemeinsam Antworten suchen.

In einer Arbeitsgruppe unter Verantwortung von Oberkirchenrat Matthias Kreplin tauschen sich die Projektverantwortlichen über ihre Erfahrungen und Erkenntnisse aus und machen sich auch vor Ort ein Bild über den Stand der verschiedenen Projekte. Jedes dieser Projekte gestaltet sich unterschiedlich, was die Rahmenbedingungen, den Stand der Entwicklung, die räumliche Situation, die konkrete aktuelle Arbeit vor Ort u.v.m. angeht.

Ich bin inzwischen in meiner Pfarrstelle „Kirche in neuen Stadtquartieren“ für zwei dieser Projekte, in Kehl-Strasbourg und in Freiburg, verantwortlich. In Kehl-Strasbourg arbeite ich im Team mit einer Pfarrerin aus der elsässischen Kirche (UEPAL) zusammen, in Freiburg im Team mit einem katholischen Pastoralreferenten.

Meine hier beschriebenen Gedanken und Erfahrungen sind also vor allem aus der Perspektive dieser beiden unterschiedlichen Projekte zu betrachten.

Ich habe den Titel gewählt „Kirchen in neuen Stadtquartieren als Standortbestimmung für Kirche“.

In der Regel arbeiten wir in diesen Projekten ökumenisch, weil vor allem die sog. „großen“ Kirchen die Notwendigkeit einer kirchlichen Arbeit in neuen Stadtquartieren sehen, weil aber auch immer mehr Menschen, gerade auch sog. „Kirchen-

ferne“, nicht mehr einsehen, warum eine Kirche allein auftreten sollte. Natürlich ist es auch eine Ressourcenfrage, aber nicht primär.

Generell ist aber diese Arbeit eine Anfrage an Kirche überhaupt. In diesen noch nicht gewachsenen neuen Lebensräumen stellt sich vermehrt, ja durchaus auch verschärft die Frage, wozu Menschen die Kirche überhaupt (noch) brauchen bzw. welche Angebote der Kirche gefragt oder gar gefordert sind. Daher geht es meiner Ansicht nach bei der Arbeit der Kirchen in neuen Stadtquartieren in der Tat auch um eine Art Standortbestimmung, wo und wie wir als Kirche in der Zukunft einen Ort haben innerhalb unserer sich wandelnden Gesellschaft.

Die Erfahrungen aus dieser Arbeit und damit auch die Versuche, diese Fragestellung zu beantworten, können meines Erachtens ebenso fruchtbar sein bzw. fruchtbar gemacht werden für das kirchliche Leben in parochialen, regionalen oder ganz spezifischen Handlungsfeldern genauso wie in Diensten und Werken.

Bitte verstehen Sie die Gedanken dieses Artikels aber so, dass sie stets in Ergänzung zu anderen kirchlichen Diskursen oder Reflektionen zu sehen sind. Nicht nach dem Motto: „Kirche in neuen Stadtquartieren – Das ist es!“.

Entwicklungen und Fragestellungen

In den letzten Jahren nehmen Untersuchungen und Symposien zu Fragen von „Religion in der Stadt“ zunehmend mehr Raum in der Praktischen Theologie ein.² Exemplarisch nenne ich folgende Fragestellungen, die dort Beachtung finden und nicht nur die Kirchen betreffen. Daher ist

von Religion die Rede: Welche Orte hat Religion in der Stadt? Damit einhergehend auch die Frage nach der Hybridisierung von Religion (Wo und wie weit vermischen sich Religiöses und Nicht-Religiöses? Die Frage der Sichtbarkeit von Religion). Der Übergang von traditionellen, parochialen Formen zu nicht traditionellen und übergemeindlichen Formen von Kirche, Fragen

der Organisation von Kirche (Muss es im neuen Stadtteil eine neue (alte) Gemeinde geben? Braucht es ein Kirchengebäude?). Wie bedingt oder wie reagiert Religion auf soziale Ungleichheit? Wie kann Religion öffentlich auftreten oder mitmachen (übrigens nicht nur eine Frage im französischen Kontext „Laizismus“, in dem ich auch tätig bin, sondern zunehmend auch in unserer sich wandelnden Gesellschaft und natürlich auch in Reaktion auf verschiedene Krisen)? Interreligiöses Zusammenleben in einem gemeinsamen Lebensraum? Haupt- und ehrenamtliches kirchliches Engagement im Zusammenspiel mit bürgerschaftlichem Engagement?

Ökonomische Fragen zur Verwirklichung und Nachhaltigkeit solcher Projekte spielen genauso eine Rolle wie der Umgang mit dem Unbestimmten (Bei aller Planung ändern sich immer wieder eine Menge Dinge, beim Werden neuer Quartiere genauso wie sich der Zeitraum der Umsetzung dehnen kann.)

Die Landschaft dessen, was schon alles bei Kirche geschieht, umgesetzt oder erprobt wird, ist bunt und vielfältig.³ Es geht

Die Landschaft dessen, was schon alles bei Kirche geschieht, umgesetzt oder erprobt wird, ist bunt und vielfältig

Bei allen Projekten gibt es immer einen Kairos

dabei um den Umgang mit unterschiedlichen Zielgruppen, die Bildung von Netzwerken, erfolgreiches Quartiersmanagement, die Einrichtung von besonderen

Kirchenräumen und -orten bis hin etwa zu den „Erprobungsräumen“ der Evangelischen Kirche von Mitteldeutschland als ein umfassendes Beispiel. Einen besonderen Lebensraum in den Blick zu nehmen oder

neue Formen auszuprobieren, ist dabei nicht auf urbane Räume begrenzt.

Dabei können wir inzwischen auf verschiedene Kompetenzzentren zurückgreifen, die unterschiedliche Prozesse nicht nur auswerten, sondern auch die Erfahrungen unterschiedlicher Orte und Projekte bündeln und sammeln.⁴

Erfahrungen

Wer nicht wagt, der nicht gewinnt

„Wer nicht mehr weiter weiß, der gründet einen Arbeitskreis.“ Natürlich ist es gut evangelisch, dass sich mehrere Menschen zusammensetzen, um eine Sache zu beraten oder gar zu entscheiden. Wir wissen alle aber auch, welche Längen und Komplexitäten das mit sich bringen kann. Bei allen Projekten gibt es immer einen Kairos. Den sollte man nutzen und nicht zerreden.

Ich weiß, das ist leichter gesagt als getan. Aber es ist ein Appell, (gerade in der Kirche!) Gottvertrauen zuzulassen und nicht immer alles „mit doppeltem Boden“ abzusichern. – Keine Angst, liebe Kirchenverantwortlichen, das ist jetzt kein Aufruf

zur Naivität oder Verschwendung. Meine weiteren Gedanken gehören auch dazu! – Als klar war, dass hier an der Grenze ein neuer großer Stadtteil entsteht, haben sich kirchlich Verantwortliche aus Strasbourg und Kehl einfach mal zusammengesetzt, um zu überlegen, ob und wie wir als Kirchen dabei sein wollen. Wir sind bald auf eine alte Kapelle im Rheinhafen gestoßen, mitten im neu entstehenden Viertel, und haben daran unsere mögliche Zusammenarbeit lokal und symbolisch festgemacht. Der Name der Kapelle ist Programm für unsere Arbeit „Chapelle de la Rencontre“ („Begegnungskapelle“). Damit und daran haben wir weitergearbeitet. Das war der Anfang.

In Freiburg hat sich die evangelische Kirche schon immer als Teil der Stadtgesellschaft verstanden und durch Vertreter/innen an bürgerschaftlichen Prozessen teilgenommen. So auch bei den Diskussionen rund um das Werden des neuen Stadtteils Dietenbach. Gemeinsam mit der katho-

lischen Kirche hat sie daher schon frühzeitig gegenüber der Stadt Freiburg das Interesse an einer „gemeinsamen kirchlichen Fläche“ im noch zu entwickelnden Stadtteil Dietenbach bekundet, was von Verantwortlichen der Stadt ausdrücklich begrüßt und in die späteren Planungen aufgenommen wurde.⁵ Aus dieser Bekundung ist inzwischen eine „Ökumenische Vereinbarung zu Kirche in Dietenbach“ entstanden⁶, die in großer Verbindlichkeit das gemeinsame Handeln regelt und auch für die Öffentlichkeit deutlich macht, welche Inhalte und Intentionen mit dem kirchlichen Engagement verbunden sind.

Der Weg von der Idee zur Umsetzung ist ein weiter

Was macht ihr denn hier

Der Standort der Chapelle de la Rencontre liegt auf französischem Boden. Als wir mit unserer Projektarbeit begonnen hatten, gab es natürlich manche Rückfragen oder auch manches Erstaunen. Rückfragen, was Kirche hier will oder soll (auf einem laizistischen, eher kirchen- und religionskritischen Hintergrund), aber auch Erstaunen, dass Kirche sich hier als Teil der Lebenswelt der Menschen versteht und auch engagiert. So dass es bald zu Nachfragen verschiedener nicht-kirchlicher Initiativen oder Gruppen kam, ob sie denn, mangels Möglichkeit, nicht auch unsere Kapelle nutzen können. Interessante Kooperationen sind entstanden.

In Freiburg war es sogar so, dass Verantwortliche der Stadt eine kirchliche Präsenz im neuen Stadtteil ausdrücklich begrüßt haben. Hier waren Aussagen zu hören:

„Es braucht Räume der Begegnung. Und auch der Besinnung.“ „Kirchen spielen eine wichtige Rolle für den Aufbau einer Stadt-

gesellschaft. Sie sollen offen sein für Menschen und an der Integration mitwirken.“ „Es braucht Gegenpole gegen die Kräfte des Marktes und der Beschleunigung. Es braucht Akteure, die für die Schwachen in der Gesellschaft eintreten.“⁷

Gut Ding braucht Weile

Es klang schon an: Der Weg von der Idee zur Umsetzung ist ein weiter. So befinden sich auch die badischen Projekte, je nach Beginn der Planungen, in unterschiedlichen Phasen. Auch hier wieder zu „meinen“ Projekten: Wir haben für beiden Projekte klare Visionen, wo wir hinwollen.

Natürlich sind wir erst auf dem Weg dahin. In Strasbourg-Kehl haben wir in einer baufälligen Kapelle (nicht viel verändert seit dem Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg!) begonnen und verschiedene ermutigende Veranstaltungen durchgeführt (Gebete, Konzerte, Begegnungen etc.). Das Ganze nur ohne Heizung und Isolation, ohne richtige Toilette oder barrierefreien Zugang. D.h. unsere Möglichkeiten und Zeiten waren sehr eingeschränkt. Also ging es irgendwann an die Sanierung der Kapelle, die durch Corona und andere Umstände leider noch andauert. Die Kapelle ist geschlossen, wir mussten „drumherum“ improvisieren. Corona hat grenzüberschreitende Begegnungen teilweise unmöglich gemacht. Aus unserer Team-Sicht könnten wir eben schon weiter sein, wenn nicht ... Das gilt es auszuhalten, was nicht immer leicht ist, wenn man von seiner Sache begeistert ist.

In Freiburg ist noch offen, in welcher Form wir schon frühzeitig im neuen Stadtteil präsent sein werden. Dazu gibt es auch noch eine Menge kommunalpolitischer Klärungen rund um den neuen Stadtteil. Im Moment ist noch vieles im Fluss, und wir müssen verschiedene Optionen bedenken und offenhalten, was zugleich aktiv mitgestaltet, aber auch in mancher Unbestimmtheit ausgehalten werden muss. Langer Atem und bisweilen schnelles Agieren ist angesagt.

Das leidige Geld oder der schnöde Mammon

Auch davon muss die Rede sein. „Ohne Moos nix los!“ Ich bin kein passivierter Fundraiser und möchte vor allem mit Menschen arbeiten. Ich möchte auch

nicht unbedingt in Steine investieren, aber wir brauchen Rahmenbedingungen für unsere Arbeit. Ich fühle mich sehr gut begleitet von den Fundraising-Beauftragten auf landeskirchlicher und bezirklicher Ebene. Ich habe gelernt, dass ich, wenn ich von einer Sache begeistert bin, dafür werben kann. Nicht nur um Menschen, die mitmachen, sondern eben auch um finanzielle Mittel, die das Mitmachen ermöglichen. Ich konnte dabei wahrnehmen, wie viele Menschen, Gruppen oder Institutionen uns unterstützen, weil sie das gut und wichtig finden, was wir als Kirche hier machen. Auch das macht Mut dranzubleiben.

Andererseits sind es keine einfachen Wege, die nötigen Mittel zu finden. Das geht nicht einfach von heute auf morgen. Bei aller Planung müssen wir da immer wieder Warteschleifen drehen, v.a. dann, wenn dann auch noch weltumspannende Pandemien oder Kriege in der Nähe unsere Welt durchkreuzen.

Es wird immer ein besonderes Spannungsfeld bleiben, die nötigen Mittel zu finden!

Standortbestimmung

Ich habe mit dem Titel dieser Gedanken zu Kirche in neuen Quartieren die Frage nach einer Standortbestimmung verbunden, wozu Menschen die Kirche überhaupt (noch) brauchen bzw. welche Angebote der Kirche gefragt oder gar gefordert sind. Dazu einige wenige Erkenntnisse.

Es geht eigentlich nur ökumenisch

Die Zahlen sprechen eine klare Sprache. Wenn ich es richtig erinnere, so ist dieses Jahr statistisch erstmals die Mehr-

heit der Bundesbürger/innen nicht Mitglied einer Kirche. Zeitgleich nehmen unsere Ressourcen an Mitgliedern, Personal, Gebäuden und Finanzen ab. Der Glaubwürdigkeitsverlust der beiden großen Kirchen ist immens. Ich zähle das auf, weil das immer wieder erwähnt wird, aber diese Negativfolie ist für mich nicht der Grund zu dieser Überlegung, wenngleich das auch schon ein pragmatischer Ansatz wäre.

Vielmehr haben die verschiedenen Kirchen denselben Auftrag, als Kirche Jesu Christi in der Welt zu wirken. Gemeinsam verfügen wir über viel mehr Gaben und Möglichkeiten, dies zu tun. In den Augen vor allem der außer-kirchlichen Bevölkerung, aber auch politischer Partner, ist es immer schwerer vermittelbar und nachvollziehbar, wenn Kirchen getrennt agieren. Ganz davon abgesehen, dass dies auch nicht sehr überzeugend ist. – Keine Angst! Ich blende an dieser Stelle weder irgendwelche ethischen Fragestellungen aus noch die Möglichkeit, konfessionelle Profile zu leben. Aber es geht um das, was im Vordergrund steht bzw. m. E. stehen muss: das größtmögliche Miteinander und nicht die Profilierung auf Kosten der Anderen! – Ich selbst lerne sehr viel im Miteinander und möchte darauf nicht verzichten. Zugleich lerne ich auch, was mir wichtig ist, ins gemeinsame Projekt einzubringen.

Wir bringen das ein, was wir können

In den verschiedenen Projekten werden ganz verschiedene Aktivitäten angeboten

Das größtmögliche Miteinander und nicht die Profilierung auf Kosten der Anderen!

und durchgeführt. Auch Neues, Innovatives, Ungewöhnliches.

Aber wir bringen in all das ein, was uns als Kirche

ausmacht: das Wissen um die Begrenztheit und Verletzlichkeit des Lebens, um seinen Geschenkcharakter. Das Achten auf und den Respekt vor der Würde aller Geschöpfe. Das Leben auf Augenhöhe mit allen Menschen. Den Willen zum Miteinander. Das Vertrauen auf Gott. Das Leben und Teilen von Hoffnung. Die Kompetenz zum interreligiösen Dialog.

Das wird auch von unseren nicht-kirchlichen Partnern so erwartet. Sie erwarten von uns nicht, dass wir der „bessere“ Sportclub oder die „pseudo-professionelle“ Sozialagentur sind. Sie merken sehr wohl, ob wir unsere Werte ernstnehmen oder ob es nur vorgeschobene Ziele sind, um letztlich doch nur „mehr Mitglieder“ zu gewinnen.

Wir machen nichts für die Ewigkeit

Projektarbeit verläuft nicht auf festgefahrenen Schienen. Wir haben einen Plan, aber wir müssen immer wieder Teile korrigieren, weil sich Unvorhergesehenes ergibt, weil Ressourcen nicht ausreichen, weil plötzlich etwas anderes dran ist. Auch wenn wir eine Phase erreicht haben, ist das Projekt nicht beendet. Es beginnt die nächste Phase. Deshalb bedingt auch die

Projektplanung schon eine gewisse Flexibilität. Wie wir etwa mit Räumen umgehen. Welche Räume brauchen wir heute? Wie könnten wir mit ihnen umgehen, wenn wir sie womöglich nicht mehr brauchen?

Deshalb bedingt auch die Projektplanung schon eine gewisse Flexibilität

Diese Erfahrung haben viele von uns während der Pandemie gemacht. Unser Markenzeichen im deutsch-französischen Projekt ist Begegnung.

Was machen, wenn das nicht mehr geht? Natürlich sind wir auch auf die digitale Schiene übergegangen, haben zweisprachige Botschaften, Veranstaltungen und Gottesdienste auf Video aufgenommen oder gemeinsame Gebete per Zoom durchgeführt. In der Hoffnung, dass es wieder anders wird, aber auch, um den Kontakt zu halten.

Wir sind/werden gefragt

Ich empfinde den inner-kirchlichen Diskurs manchmal als lähmend und wenig hilfreich. Wenn wir wieder alles schlecht reden, die Austritte beklagen oder frühere Zeiten schöner reden. Natürlich hat sich Vieles am Stellenwert von Kirche innerhalb unserer Gesellschaft verändert. Und wir befinden uns gesellschaftlich wie kirchlich in einem großen Transformationsprozess. Eine gewisse Selbstverständlichkeit von Kirche nimmt weiter ab. Das kann man beklagen oder auch nicht. Ich erlebe jedoch in ganz unterschiedlichen Kontexten, dass wir als Kirche weiterhin gefragt und gebraucht werden.

Wenn Menschen in einem Viertel, das sich in völliger Veränderung befindet, wünschen und spüren, dass Kirche sie nicht im Stich lässt, sondern gerade aktiv mittendrin bleibt. Wenn wir die Begegnung von Menschen unterschiedlicher Herkunft oder Religion in unseren Räumen und durch unsere Angebote ermöglichen. Wenn wir ein besonderes Auge für

Ich erlebe jedoch in ganz unterschiedlichen Kontexten, dass wir als Kirche weiterhin gefragt und gebraucht werden

diejenigen haben, die sozial ausgegrenzt sind. Wenn wir mit grenzüberschreitenden Friedenswegen und -gebeten gemeinsame Zeichen der Hoffnung setzen. Dann sind das alles Zeichen, die nicht nur Christen ansprechen, sondern von anderen sehr wohl positiv wahrgenommen werden.

Auch unsere Kompetenz als Partner im interreligiösen Dialog wird geschätzt und gesucht.

Von weiteren Erwartungen in Freiburg habe ich schon an anderer Stelle geschrieben.

Eine gute Vernetzung und eine Kommunikation auf Augenhöhe sind hier grundlegend. Vielleicht auch ein anderes Verständnis von Kirche.

Wir haben eine Mission

Ich werde mich nicht auf die Diskussion einlassen, ob wir nun missionarisch oder nicht, diakonisch oder nicht sind.

Wir haben eine Mission: als Kirche in der Nachfolge Jesu Christi das Evangelium vom menschenfreundlichen Gott mit unseren Worten und Taten zu leben, Glauben leben, Hoffnung wecken, Liebe üben. Dazu bemühen wir uns als Kirche, ein verlässlicher Partner zum Wohl der Menschen in unseren Quartieren zu sein und dabei mit allen Menschen guten Willens auf verschiedenen Ebenen zusammenzuarbeiten.

Ausblick

Ich bin leidenschaftlich dabei, wenn es darum geht, Kirche in neuen Stadtquartieren zu gestalten. Es kommt dabei zu

spannenden Begegnungen und überraschenden Erfahrungen. Ich empfinde dies als eine sehr bereichernde Arbeit, die mich auch hoffnungsfroh manche Missstände in den Blick nehmen lässt. Es ist nicht unbedingt eine Arbeit der großen Zahlen, aber eine Aufgabe, die Kreise zieht.

Wir können auch in Zukunft mutig Kirche sein, wenn wir Neues wagen, aber dabei auch bereit sind, Fehler zuzulassen, Wege ggfs. zu korrigieren. Das entspricht m.E. auch zutiefst unserem christlichen Glauben.

Wir können auch in Zukunft weiter Kirche sein, wenn wir Interesse an den Menschen haben, an ihren Lebenszusammenhängen, ihren Lebensformen, ihren Fragen, Interessen und Nöten. Das geht vor allem dort, wo wir Leben und Zusammenleben gemeinsam mit anderen mitgestalten.

Wir werden auch in Zukunft weiter Kirche sein, weil wir eine Hoffnung haben, die wir in ganz unterschiedliche Lebensumstände hineinragen können und mit anderen Menschen teilen.

Soweit ein Einblick aus meiner Tätigkeit als Pfarrer für Kirche in neuen Stadtquartieren.

■ Günter Ihle, Kehl

- 1 Beschluss der Landessynode vom 21.4.2018 (Auszug aus dem Protokoll, S. 50)
- 2 Als Beispiele verweise ich u. a. auf eine empirische Studie "Religion in neuen Stadtquartieren", die von Dr. Juliane Kantz, Prof. Dr. Thorsten Moos und Prof. Dr. Christopher Zarnow in Zusammenarbeit mit der FEST, dem Institut für Diakoniewissenschaft und -management und der Evangelischen Hochschule Berlin 2020, auch unterstützt von der badischen Landeskirche, veröffentlicht wurde. Eine Publikation ist in Planung. Siehe: <https://www.fest-heidelberg.de/religion-in-neuen-stadtquartieren/>
- 3 Siehe u. a. im Handbuch, Kirche im Quartier: Die Praxis, hg. von Prof. Dr. Georg Lämmlin und Prof. Dr. Gerhard Wegner, Evangelische Verlagsanstalt, 2020
- 4 Ich nenne an dieser Stelle höchst selektiv nur drei Beispiele: - die Veröffentlichungen des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, der VRK-Akademie, der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung (midi). Es gibt noch viel mehr, aber damit habe ich halt schon gearbeitet!
- 5 Der damalige Dekan Markus Engelhardt schrieb dazu am 24.02.2017 im Vorfeld der Frühjahrstagung der Stadt-synode: "Auch wenn derzeit noch niemand sagen kann, welche finanziellen Ressourcen uns in den 20er Jahren (noch) zur Verfügung stehen werden, wird dieser Bedarf im anstehenden städtebaulichen Wettbewerb Berücksichtigung finden."
- 6 Von der Katholischen Gesamtgemeinde und der Evangelischen Stadtsynode im März 2022 beschlossen. In der Erarbeitung dieses Papiers hat hier evangelischerseits wesentlich mein Vorgänger Dr. Björn Slenczka gemeinsam mit den entsprechenden Gremien mitgewirkt.
- 7 Zu vernehmen während einer Tagung der Katholischen Akademie Freiburg zum Thema "Braucht die Stadt noch Kirche" am 07.05.2021

Kirchliche Arbeit im Sozialraum

■ Dr. Irena Lichtner ist Pfarrerin der Versöhnungsgemeinde in Karlsruhe-Oberreut. Seit einigen Jahren ist die Gemeinde fester Bestandteil der Quartiersarbeit im Stadtteil. Das bringt Veränderungen mit sich und ermöglicht ein buntes und lebendiges Miteinander in Oberreut. Dabei entstehen Kooperationen und Netzwerke, die auch für die Gemeinde ein Gewinn sind.

Quartiersarbeit – eine Option für die Parochie?!

1. Tradition der Sozialverantwortung

Die Tradition der Sozialverantwortung ist unrefraktorisch, unchristlich. Sie kann der Kirche in den Zeiten des Relevanzverlustes ein Weg sein, ihre Relevanz unter Beweis zu stellen. Die Quartiersarbeit greift die Tradition der Sozialverantwortung neu auf, kommuniziert diese zeitgemäß, indem sie sich auf die Lebenswirklichkeiten der Menschen von heute bezieht. Die Tradition der Sozialverantwortung kommt in Form der Quartiersarbeit überzeugend zur Geltung. Sie ermöglicht, zusammen mit anderen Akteuren im Stadtteil/Dorf eine Gemeinschaft aufzubauen. Dieser Ansatz kann dann weiterentwickelt werden und in einer örtlichen Sorgestruktur („caring community“) oder im Aufbau eines kommunal geförderten sozial-kulturellen

Die Quartiersarbeit greift die Tradition der Sozialverantwortung neu auf

Tragfähige Netzwerke sind für die Quartiersarbeit essenziell

Zentrums (SKZ) münden. An beiden Vorhaben sind wir gerade dran. Solche oder ähnliche Projekte gründen in örtlichen Netzwerken, die eine Idee, ein Ziel verbindet und Ressourcen freisetzen können.

1.1. Quartiersarbeit

Tragfähige Netzwerke sind für die Quartiersarbeit essenziell. Diese entstehen jedoch nicht von heute auf morgen. Wie das Knüpfen von Netzen Zeit braucht, so kostet auch der Aufbau tragfähiger Netzwerke Zeit und Kraft. Aber es lohnt sich! So lohnt es sich, als Gemeinde zusammen mit dem Bürgerverein und anderen Vereinen in eisiger Kälte auf dem Marktplatz beim Weihnachtsmarkt zu stehen oder bei strömenden Regen den Stadtteillöhmarkt doch noch gemeinsam durchzuführen, oder in sengender Hitze das Kinderfest mitzugestellten. Durch das gemeinsame Tun, das gemeinsame Tragen, entsteht gegenseitiges Vertrauen, Verlässlichkeit, es entsteht ein Solidaritätsgefühl für die gemeinsame Sache. Die Sozialverantwortung zeigt sich auch und gerade darin, das für wichtig zu erachten, was dem anderen wichtig ist. Aus der Kirchengemeinde heraus, auf den Märkten und Plätzen, dort, wo sich die Menschen treffen, zusammen frieren, zusammen essen und trinken, dann auch noch die Weihnachtslieder singen oder in einem Bierzelt Gottesdienst feiern:

All das schafft Gemeinschaft, verbindet Netzwerke, die dann die Quartiersarbeit gedeihen lassen. Diese Gemeinschaft bietet eine Plattform, um auf eigene Ideen aufmerksam zu machen. Das kann die Idee einer „caring community“ sein oder die eines sozial-kulturelles Zentrums (SKZ).

Die Diakonie und die Caritas sind bereits in Quartieren aktiv. So können auch wir, die Versöhnungsgemeinde/

das Ökumenische Gemeindezentrum Oberreut (ÖGZ), von einer 75 % Stelle des Quartiersmanagements des Diakonischen Werkes, finanziert durch die Fernsehlotterie, profitieren. Dank dem Quartiersprojekt des Diakonischen Werkes und der Kinder- und Familienzentren hat die Gemeinde/ das Ökumenische Gemeindezentrum wie auch der Stadtteil eine enorme Verstärkung durch hoch qualifizierte und engagierte Mitarbeiterinnen erhalten. Das Quartiersprojekt bzw. die Kinder- und Familienzentren nutzen wiederum örtliche Netzwerke. So kann z.B. ein/e neu installierte/r Quartiersmanager/ Quartiersmanagerin einfach loslegen und nicht zuerst nach ehrenamtlichen Mitarbeitern suchen, sondern die Netzwerke ansprechen, die dann ehrenamtliche Mitarbeiter „entsenden“. Netzwerke sind die Grundlage gelungener Quartiersarbeit.

Die Quartiere sind auch seit ein paar Jahren mehr ins Bewusstsein der Kommune und der Länder gerückt, was sich in deren

Fußläufigkeit gewinnt an Bedeutung, oder anders gesagt, sie bekommt sie wieder zurück

Sozialstrategie erkennen lässt. Hier ist sicherlich das wegweisende Projekt des Ministeriums für Soziales, Gesundheit und Integration Baden-Württemberg „*Quartier 2030 – Gemeinsam. Gestalten*“ wie auch das kommunale Konzept „Soziale Quartiersentwicklung“ der Stadt Karlsruhe aus dem Jahr 2019 zu nennen.

Das Augenmerk auf die Quartiere zu legen deutet auf einen dezentralen Richtungswechsel. Von zentralen Anlaufstellen in der Stadtmitte hin

zu Quartierspunkten, deren **fußläufige**¹ Erreichbarkeit eine wichtige Rolle spielt. Eine neue Prämisse bahnt sich den Weg, welche die in den 90ern gepriesene „**Mobilität**“^{2,3} relativiert und womöglich einen Paradigmenwechsel ankündigt. Fußläufigkeit gewinnt an Bedeutung, oder anders gesagt, sie bekommt sie wieder zurück.

Für die kirchliche Arbeit im sozialen Raum ist ein ausgebautes Netzwerk eine Basis und ein Gewinn. Eine Investition, die sich lohnt. In der Verknüpfung mit anderen Netzwerken wird das Netzwerk kirchlicher Präsenz weitreichender als das der klassischen Kirchengemeinde. Beim Verfolgen gemeinsamer Ziele finden Partner zusammen, die sonst nicht viel gemeinsam haben. So kann es sein, dass z.B. ein Ausflug der evang. Kita, vom Verein der Kleintierhalter organisiert, mit einem Ziegengespann durch den Stadtteil in das Tiergehege des o.gen. Kleintierhaltervereins zieht. Die ortsansässige Bäckerei beschenkt spontan die vorbeilaufenden Kinder mit

einem Getränk. Für den Mittagstisch spendet der örtliche Edeka-Laden Wiener Würstchen, Brötchen und weitere Getränke, die Bewirtung übernehmen zwei Bürgerversamtsmitglieder. Solche Aktionen wären eher für einen Dorfgemeinschaft typisch, aber für eine Großstadt? Nun, es sind nicht alle Großstädte gleich, und wie sehr unterschiedlich können auch Dörfer sein. In Karlsruhe ist es jedoch so, dass manche Stadtteile so etwas wie eine Dorfstruktur aufweisen. Für die „alten“ Stadtteile ist das nicht verwunderlich, aber für unseren „jungen“ Stadtteil, erbaut in den 60ern, mit vielen Hochhäusern und ohne ein einziges freistehendes Haus? Würde man hier eine „dörfliche“ Struktur vermuten? Dies geht sicherlich auf die Tatsache zurück, dass der Stadtteil Oberreut seinen Ursprung in der Umsiedlung der Bewohnenden aus dem „Dörfle“, einem innerstädtischen Quartier, das in den 1960er Jahren abgerissen wurde, nahm. Es wäre zu einfach zu sagen, dass das „Dörfliche“ für eine gewissen Zusammenhalt spricht. Es können auch weitere Faktoren sein, die Zusammenhalt begünstigen, die einen fruchtbarer Boden für die Entstehung der Netzwerke und eine florierende Quartiersarbeit bereiten.

Historische Entwicklung, Sozialstruktur oder einfach nur die Peripherielage können für einen gewissen Zusammenhalt sorgen, der mit einem hohen Identifikationswert einhergeht. Diese besonderen, dem jeweiligen Stadtteil/Dorf immanenten Eigenschaften muss eine gute Quartiersarbeit schätzen, von ihnen profitiert sie schlussendlich. Die Partizipation an diesen Eigenschaften kann einer Kirchengemeinde im Aufbau

ihrer erweiterten Netzwerke, die der kirchlichen Arbeit im Sozialraum auch dienen können, nützlich sein.

2. Die kirchliche Arbeit im Sozialraum – Netzwerke/Schwerpunkte (Beispiele)

Die kirchliche Arbeit im sozialen Raum haben wir immer schon als Netzwerkarbeit verstanden, hier sehen wir unser Potenzial. Unser Ziel ist, das Netzwerk kirchlicher Präsenz im Stadtteil und darüber hinaus noch mehr auszubauen und zu stärken. Dieses Potenzial kommt in drei Netzwerken, die gleichzeitig unsere Schwerpunkte abbilden, zur Geltung. Es sind zu nennen: Soziales, Kunst & Kultur und die Ökumene.

2.1. Netzwerk/Schwerpunkt – Soziales, Kunst & Kultur

Diese Schwerpunkte verbindet die Gemeinde/das Ökumenische Gemeindezentrum (ÖGZ) mit den wichtigsten Akteuren vor Ort, dem Bürgerversamts (BVO) und der Interessengemeinschaft Oberreut (IGO) als Zusammenschluss aller aktiven Vereine und Organisationen im Stadtteil. Weitere Kooperationspartner sind das Diakonische Werk, die Caritas, das Kulturamt/Kulturbüro der Stadt Karlsruhe, das Amt für Stadtentwicklung (Afsta), die Sozial- und Jugendbehörde (SJB) und das Stadtmuseum.

2.1.1. Netzwerk/Schwerpunkt Soziales

Der Fokus auf soziale Belange und Bedarfe ist per se durch die sozialen Bedingungen vorgegeben. Oberreut ist der Stadtteil mit der höchsten Zahl

an Alleinerziehenden in Karlsruhe, das gleiche gilt für Familien mit Kindern, die von Harz IV leben, sowie mit der höchsten Zahl an arbeitslosen Jugendlichen. Zu einem neuen Problem wurden fehlende Kita-Plätze im Stadtteil.

Familien mit Kindern, die von Hartz IV leben, stehen die Kinder- und Familienzentren im Stadtteil wie auch das Quartiersprojekt (DW) mit Beratung, Finanzhilfen – z. B. aus dem Kinderfonds – unterstützend zur Seite. Angesichts der Armut vieler Stadtteilbewohner (500 Personen sind bei der Beiertheimer Tafel gemeldet) haben wir in der ersten Corona-Welle im März 2020 mit einem „Gabentisch“ begonnen, der zu einer „Ausgabestelle“ angewachsen sind, bei der Lebensmittel ausgeteilt werden. Ein FairTeilerkühlschrank war bereits im Familienzentrum im Betrieb (jetzt im ÖGZ). Seit einigen Monaten werden wir in unseren Bemühungen durch die Beiertheimer Tafel unterstützt. Dieses Angebot wird von Harz IV-Empfängern sowie von Senioren, die von Grundsicherung leben, Alleinerziehenden oder Wohnungslosen in Anspruch genommen.

Dazu kommt die Problematik der immer älter werdenden Gesellschaft. In den Hochhäusern leben viele Seniorinnen und Senioren, deren Kinder weggezogen sind. Manche haben seit Jahren ihre Wohnung nicht verlassen. Der Vereinsamung, vor allem der der älteren Stadtteilbewohner, versuchen wir mit zwei Angeboten entgegenzuwirken; zum einem durch das Begegnungscafé (koordiniert durch das Quartiersprojekt DW), zum anderen durch den neu gestarteten „Offenen Mittagstisch“, einem Angebot, das von der

Badischen Landeskirche im Rahmen des Projektes „*Sorgende Gemeinde werden*“ gefördert wird.

Armut, Perspektivlosigkeit und Vereinsamung im Alter wurden neben vielen Vorzügen des Stadtteils als seine dringendsten Probleme im *Stadtteilentwicklungsprozess* des Amtes für Stadtentwicklung (AfSta) in Karlsruhe, welche seit 2010 begann. Unsere Gemeinde/das ÖGZ als wichtige Stakeholder im Stadtteil versuchen mit anderen Stakeholdern die Ergebnisse des Stadtteilentwicklungsprozesses zur Verbesserung der Lebensqualität in Oberreut umzusetzen. Mit unseren Angeboten versuchen wir, allen drei zu begegnen. Der „Offene Mittagstisch“ soll insbesondere den Senioren und Seniorinnen die Chance geben, am öffentlichen Leben im Stadtteil teilzunehmen und aus der Vereinsamung und Isolation herauszukommen. Durch den größten gemeinnützigen Wohnungsanbieter in Karlsruhe, die Volkswohnung, haben wir die Rückmeldung bekommen, dass viele Senior*innen auch einen Mittagstisch wünschen, um so eine Motivation zu haben, ihre Wohnungen zu verlassen. Die Volkswohnung berichtet von isolierten Mieterinnen und Mietern im Alter, die angeben, auf kein soziales Netzwerk zurückgreifen zu können.

Der „Offene Mittagstisch“ eröffnet den Menschen die Möglichkeit (freitags 12.00 – 14.00 Uhr), Bekanntschaften zu schließen und sich ein nachbarschaftliches Netzwerk aufzubauen. Darüber hinaus bietet der Mittagstisch einigen Personen in der Langzeitarbeitslosigkeit und in der Grundsicherung, die oft unter

Perspektivlosigkeit leiden, eine sinnvolle Aufgabe an, indem er zum Mitmachen und Mitkochen einlädt. Der „Offene Mittagstisch“ ist ein Begegnungsraum für Berufstätige und Nichtberufstätige in Oberreut. Es ist ein generationsübergreifendes Projekt und durch die örtliche und zeitliche Nähe zu anderen Familienangeboten auch ein attraktives Projekt für Familien mit Kleinkindern. Er bietet allen eine Möglichkeit, sich an einen „gedeckten“ Tisch hinzusetzen und das Essen zu genießen. Der Mittagstisch wurde bewusst an den Tag und die Uhrzeit gekoppelt, an dem zwei Familienangebote, eins im ÖGZ selbst „Klein und stark“ im Rahmen des Projektes „Stärke“ der Stadt Karlsruhe und „Startpunkt Elterncafé“ des Diakonischen Werkes gegenüber in der „Weißen Rose“, zu Ende sind, sodass die Familien dann gemeinsam zum Essen gehen können. Dieser „Offene Mittagstisch“ zusammen mit anderen Angeboten im sozialen Bereich bestärkt uns darin, in unserem Stadtteil eine Sorgestruktur („caring community“) zu etablieren. Dabei ist die Anschubfinanzierung durch die Badische Landeskirche im Rahmen des Projektes „Sorgende Gemeinde werden“ ein wichtiger Baustein.

Alle Projekte haben neue ehrenamtliche Mitarbeiter hervorgebracht, die nicht der klassischen Gottesdienstgemeinde angehören

Hier nochmals alle Angebote im Bereich Soziales:

- Lebensmittelausgabestelle (Gemeinden + Beiertheimer Tafel (Caritas) + Privat-spenden
- FairTeilerkühlschrank (Foodsharing, Beiertheimer Tafel/Caritas) – täglich/wöchentlich

- Begegnungscafé (QM) – wöchentlich
- Offener Mittagstisch (Gemeinden, QM, „Weiße Rose“) – wöchentlich
- Pop-up-Café des QM + KiFaz/DW + „Villa Regenbogen“
- Alleinerziehenden-Treffen (monatlich)
- Nachbarschaftshilfe (Seelsorgeeinheit Südwest)
- Mobiler Kleiderladen (Kinderschutzbund + KiFaz „VR“ + QM) – „Stark und Groß“ (KiFaz + Kinderbüro)
- Beratungsangebot für Jugendliche (Mobile Jugendarbeit/Streetwork Oberreut/SJB Karlsruhe)
- Angebote und Beratung arbeitsloser Jugendlicher und Einstiegshilfen in das Berufsleben für Jugendliche (BEO Netzwerk des Stadtjugendausschusses, Jobcoaching Agentur für Arbeit)

Fazit: Aus den Kooperationen mit dem Diakonischen Werk, dem Foodsharing, der Beiertheimer Tafel (Caritas), der Kommune, dem Kinderschutzbund, dem Jugend- und Gemeinschaftszentrum „Weiße Rose“ ergibt sich eine Vielzahl von Angeboten. Durch die Angebote im sozialen Bereich erreicht man viele, die dem prekären Milieu zuzuordnen sind. Gleichzeitig erreichen

wir durch die Szene der Foodsharer, die den FairTeiler bzw. die Ausgabestelle unterstützen oder beim Begegnungscafé Café „O“ als Ehrenamtliche mitwirken, auch die klassische Bildungsschicht bzw. die Schicht der so genannten Performer. Alle Projekte haben neue ehrenamtliche Mitarbeiter hervorgebracht, die nicht

der klassischen Gottesdienstgemeinde angehören.

2.1.2 Netzwerk/Schwerpunkt Kunst & Kultur

Esgabimmerschonkunstaffine Gruppen im Ökumenischen Gemeindezentrum, dazu zählen die Organisator*innen der Vernissage „Kunst im Kirchenfoyer“, einer Ausstellung, die sowohl Profis als auch Hobby-Künstlern aus Oberreut eine Plattform gibt. Mit der Zeit kamen zwei Malkurse und ein Bastelkreis dazu.

Nicht zu vergessen sind diverse Tanzgruppen und Chöre. Das Theater „Die Spur“ scharf Theaterliebhaber um sich. Ein weiteres Theaterprojekt, „Theater grenzenlos“, konnte sogar Jugendliche der in Oberreut ansässigen Gemeinschaftsschulen für das Projekt gewinnen. Der örtlichen „Szene“

kam die Unterstützung durch das Projekt „Bunte Stadt“ des Karlsruher Kulturbüros zugute. Mit dieser Unterstützung entstand die Stadtteilgruppe Kultur und ein offener Kulturtreff. In diesem Netzwerk nahm die Idee des Aufbaus eines sozial-kulturellen Zentrums (SKZ) an Fahrt auf. Ein Projekt, welches die Vielzahl der Angebote im sozialen und kulturellen Bereich institutionalisieren und zu einem kommunal geförderten Zentrum zusammenführen will. Beide Schwerpunkte, Soziales sowie Kunst und Kultur, sollen im sozial-kulturellen Zentrum (SKZ) aufgehen.

Auch Kunst und Kultur trägt der Sozialverantwortung Rechnung. Denn

Auch Kunst und Kultur trägt der Sozialverantwortung Rechnung

Kultur kann „stark machen“ analog dem Projekt des *Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst* „Kultur macht stark“. Die Angebote im Bereich Kunst und Kultur bieten Möglichkeiten für Kinder aus benachteiligten Familien, ihre Stärken und Talente zu zeigen und sich auf neues Terrain zu begeben. Diese Erfahrung machten wir mit unserem ökumenischen Kinderchor (Kinderoper „Brundibar“, Musical „Der kleine Spatz“).

Dieselbe Idee soll das Musical „Jenny aus Oberreut“ verfolgen. Zusammen mit dem Kulturbüro der Stadt Karlsruhe gelang es, finanzielle Förderung des *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* im Rahmen des Bundesprogramms „*Demokratie leben!*“ zu erhalten. Es ist ein Projekt mit hoher sozialer Relevanz, denn abgesehen davon, dass

es den Kindern und Jugendlichen aus dem Stadtteil die Bühne bietet, soll es helfen, Vorurteile abzubauen sowie der Stigmatisierung des Stadtteils zu begegnen und somit für ein besseres Image zu sorgen.

Weitere Angebote im Bereich **Kunst & Kultur**:

- Stadtteilgruppe Kultur (Kooperation mit **Kulturbüro Bunte Stadt**, gemeinsam mit Oberreuter Akteuren)
- Offener Kulturtreff (Kulturbüro Bunte Stadt) – monatlich
- Vernissage „Kunst im Kirchenfoyer“ (alle zwei Jahre, Kunstschaffende aus Oberreut stellen ihre Werke vor) – zweijährlich

- Malkurs – wöchentlich
- Bastelkurs – wöchentlich
- Hobby- und Künstlermarkt (halbjährlich)

Theater „Die Spur“ (Kleinbühne in Karlsruhe) – zwei Premieren im Jahr
Theaterprojekt „Grenzenloses Theater“ der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland

Tanzgruppen:

- HipHop-Probephase („Kulturzentrum Combo“, SJB Karlsruhe) – wöchentlich
- HipHop-Tanz AG der Anne-Frank-Schule – Gemeinschaftsschule – wöchentlich
- Kinder- Tanzgruppen der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland – wöchentlich
- Lateinamerikanische Kinder-Folkloregruppe – wöchentlich
- Lateinamerikanische Erwachsenen-Folkloregruppe – monatlich
- Meditatives Tanzen – monatlich

Musik/Chöre:

- ökum. Kinderchor – wöchentlich

2018 Musiksaal „Der kleine Spatz, 2019 Kinderoper „Brundibar“

2022 Musical „Jenny aus Oberreut“ mit Tournee durch Karlsruhe – gefördert durch das Bundesprogramm „Demokratie leben!“. Wegen Corona auf 2021/ 2022 verschoben. (Kulturbüro, Stadtteilgruppe Kultur)

- Gospelchor „Move together“ – wöchentlich
- Vocalensemble „Acanthus“
- Nigerianischer Gospelchor – wöchentlich
- Chor Chanté – wöchentlich
- Russischer Chor – wöchentlich
- Chor des Städtischen Klinikums – wöchentlich

Europäische Kulturtage 2021 (Kooperation mit dem Kulturamt und Stadtarchiv)

- Rahmenprogramm: **Erzählpodium mit Kulturamtsleiterin Dr. Susanne Asche, Deutsche aus Russland erzählen ihre Geschichte**
- **Ausstellung** „Alle nach Oberreut“ (**Stadtmuseum + Kulturbüro Bunte Stadt**) im Rahmen der Europäischen Kulturtage 2021, Menschen aus Oberreut und deren Migrationsgeschichte wurde porträtiert.

Rahmenprogramm der Ausstellung mit Fokus auf Zuwanderungsgeschichten der sogenannten Russlanddeutschen und **Lichtprojektion** des Künstlers Jonas Denzel (UNESCO City of media arts Karlsruhe) zur Eröffnung

- Kunstvermittlerinnenprojekt – „fort da“

Und nicht zuletzt der Bildungsbeitrag der ökumenischen Bücherei mit fast 6.000 Entlehnungen im Jahr! Sie wird regelmäßig von ganzen Grundschulklassen und Kita-Gruppen besucht, Medienbestand (auch Zeitschriften, DVDs und Gesellschaftsspiele) werden ständig aktualisiert (vorwiegend aus kirchlichen Mitteln + Spenden, z. B. vom 24-Stundenlauf) – in Gänze von einem ehrenamtlichen, berufstätigen Frauen-Team getragen, deren Männer beim 24-Stundenlauf mitmachen, um Spendengelder zu akquirieren. Es ist ein hervorragendes Beispiel ehrenamtlichen Engagements, das gesondert gewürdigt werden will.

Als letztes Beispiel dafür, dass es sich für eine Gemeinde lohnt, kommunale Impulse wie den Stadtteilentwicklungsprozess und das Projekt „Bunte Stadt“ des Kulturamtes/

Kulturbüros mit zu tragen, ist die daraus entstandene Idee des sozial-kulturellen Zentrums in Oberreut. Die Beteiligung am Prozess machte uns klar, dass das wir eigentlich unter dem „Dach“ des Ökumenischen Gemeindezentrum bereits ein sozial-kulturelles Zentrum betreiben. Die heute schon existierende Vielzahl von „offenen“ Angeboten aus dem Bereich Soziales bzw. Kunst und Kultur eröffnet uns die Möglichkeit, uns für ein kommunal gefördertes Bürgerzentrum zu qualifizieren. Unterstützt wird dieses Vorhaben vom Amt für Stadtentwicklung, welches auch für den Stadtteilentwicklungsprozess zuständig war, sowie das Projekt „Bunte Stadt“ des Kulturamts, welches partizipative Kultur im Stadtteil initiiert.

In Kooperation mit dem Bürgerverein Oberreut und der Interessensgemeinschaft Oberreut (IGO), als Zusammenschluss aller aktiven Vereine und Organisationen im Stadtteil, könnte das angestrebte Sozial-kulturelle Zentrum (Bürgerzentrum) offiziell die noch bestehende Leerstelle zur Bündelung der Angebote sowie zur Förderung von Engagements im Stadtteil füllen. Es wäre somit das sichtbare, nachhaltige Ergebnis des Stadtteilentwicklungsprozesses sowie des Projektes „Bunte Stadt“ (Kulturbüro). Beide Träger des ÖGZ, die Evangelische Kirche in Karlsruhe und die Römisch-Katholische Kirchengemeinde Karlsruhe Südwest, befürworten den Aufbau eines sozial-kulturellen Zentrums (Bürgerzentrum) im ÖGZ und beabsichtigen, einen entsprechenden Antrag bei der Stadt Karlsruhe einzureichen.

Es lohnt sich bei städtischen Projekten mitzumachen

Fazit: Es lohnt sich bei städtischen Projekten mitzumachen („Bunte Stadt“ Kulturbüro/Kulturamt; Stadtteilentwicklungsprozess (Amt für Stadtentwicklung), Europäische Kulturtage/Ausstellung „Alle nach Oberreut“ (Stadtmuseum/Stadtarchiv). Daraus ergeben sich neue Kooperationen, neue Kontakte (z.B. Kunstvermittlerinnen, Dozent*innen an Kunsthochschulen, freie Kulturszene). Kulturprojekte sprechen neue Milieus an, vor allem die kulturaffine Bildungsschicht. Kooperationen und Netzwerke vermitteln Projekte und helfen dabei, Fördermittel zu akquirieren. Durch Mehrfachnutzung gelingt eine bessere Auslastung der Räume, sogar Möglichkeiten für langfristige Mieteinnahmen werden eruiert. In unserem Fall könnte dies durch den Aufbau des sozial-kulturellen Zentrums (SKZ) eine langfristige, kommunal geförderte Chance zur Auslastung der

Immobilie sein, und nebenbei dient das Objekt dem Gemeinwohl.

Es lohnt sich also in vielfacher Hinsicht, Netzwerke auszubauen. Man erreicht mehr Menschen, die bis dato die Kirche immer „von außen“ wahrgenommen haben. Unterschiedliche, an den Menschen orientierte Projekte können ihnen dabei helfen, von außen „über die Schwelle“ zu treten, um „nach innen“ zu gelangen. Biblisches Bild – das Netz: Auch mal dort Netze auswerfen, wo es angeblich „nichts“ gibt. Auf die Menschen zugehen, wo sie sich aufhalten, wo sich ihr Leben abspielt. Sich trauen, verschiedene, auch kirchenferne Menschen anzusprechen und dadurch vielleicht ihre Wegbegleiter zu werden.

3. Ökumene

Ökumene ist und bleibt der Hauptpfeiler unserer Arbeit, vorgegeben durch die gemeinsame Trägerschaft des ÖGZ. Sie ist nicht nur zukunftsfähig, sie ist auch zukunftsweisend, weil sie auf der Ökumene der „Liegenschaften“ beruht. Die ursprüngliche Kooperation der Versöhnungsgemeinde mit der örtlichen kath. St. Thomas Morus-Gemeinde ist inzwischen

Ökumene ist und bleibt der Hauptpfeiler unserer Arbeit

zu einer erweiterten Kooperation mit der Heilig Geist-Gemeinde in Daxlanden und St. Josef in Grünwinkel geworden. Diese bilden die Seelsorgeeinheit Südwest. Diese Kooperation ist grundlegend für unsere Gemeinde, weil sie zum einen besondere räumliche Möglichkeiten schafft, zum anderen verdoppeln zwei Gemeinden gleichzeitig die Zahl der ehrenamtlichen Mitarbeiter unter einem Dach. Davon profitieren die Gemeinden, davon profitiert der Stadtteil.

Das Ökumenische Gemeindezentrum ist für uns ein Gewinn. Es ist ein reales Beispiel für Ökumene der Liegenschaften. Es ist ein tragfähiges, zukunftsfähiges und erfolgreiches Modell. Daher erntete es eine hohe Bewertung für die gemeinsame Trägerschaft, festgehalten im Evaluationsbericht des Stadtkirchenrates. Die Versöhnungsgemeinde bildet bereits eine Kooperationsregion mit kath. Partnern der katholischen Seelsorgeeinheit Südwest, die sich über die Stadtteile Oberreut, Grünwinkel und Daxlanden, erstreckt.

Das Netzwerk Ökumene erweitert unser Wirkungsfeld auf weiterte Stadtteile. So war

es möglich, 2016 eine Großveranstaltung auf der Pulverhausstraße (Kooperation der Versöhnungsgemeinde mit der SE Südwest, der Hoffnungsgemeinde und dem Treffpunkt Leben) durchzuführen. Ein derartig großer Event war nur mit dem großen Netzwerk Ökumene möglich, in welches die Bürgervereine (Oberreut, Grünwinkel und Daxlanden) einbezogen wurden.

Fazit: Die Ökumene der Liegenschaften ist ein Gewinn: Der Evaluationsbericht (Stadtkirchenrat Karlsruhe) bestätigt die gemeinsame Trägerschaft als Erfolg: 50% zu 50% für alle Bereiche – darunter Flächen, Betriebskosten, Personal (Hausmeister, Reinigungskräfte).

Zwei Gemeinden unter einem Dach. Die Vielzahl an ehrenamtlichen Mitarbeitern (mehr als 30 Gruppen und Kreise) macht Großveranstaltungen möglich: z. B.

- Großevent auf der Pulverhausstraße mit Straßensperrung
- Kollegium & Kurientreffen
- AMD – Jahrestreffen
- Gottesdienst für Menschen mit und ohne Behinderung (immer mit Bewirtung)

4. Quartiersarbeit und Parochie (Peripheriegemeinde)

4.1. Lösungsvorschläge für Kooperationen/Flächenproblematik

Die Quartiersarbeit und die daraus resultierenden Netzwerke wirken sich positiv auf die Auslastung der Gemeinderäume aus, umso mehr, wenn dadurch dauerhafte Mietverhältnisse entstehen. Gerade in einer Zeit, in der

die Reduzierung bzw. Umnutzung von Flächen für die Kirchen eine Rolle spielt, ist dieser Punkt von Bedeutung.

4.2. Alternative Finanzierungsmodelle/ Flächenproblematik

Hier und dort spricht man im Kontext von Flächenreduzierung (Gemeindehäuser) von *Flächenvermarktung*, wobei die Frage, an wen diese Flächen vermarktet werden sollen, meist unbeantwortet bleibt. Nicht jede kirchliche Immobilie und nicht jedes Gemeindehaus sind auch attraktive Mietobjekte.

Die Corona-Pandemie hat das Homeoffice etabliert. Kann sein, dass es mehr Büroflächenleerstände geben wird, daher sollten Alternativmodelle das Gebot der Stunde sein.

Diesen Weg geht unsere Gemeinde/ das Ökumenische Gemeindezentrum, indem es sich mit den schon genannten Partnerinnen und Partnern um den Aufbau eines sozial-kulturellen Zentrums (Bürgerzentrum) bemüht.

Das sozial-kulturelle Zentrum (SKZ) könnte zu einem Modellprojekt für eine Kooperation mit der Stadt Karlsruhe werden,

ein Testlauf für das kommunale „Konzept soziale Quartiersentwicklung“. Solche Projekte können für eine Ortsgemeinde und speziell für die Gemeinden in der Peripherie zukunftsweisend werden. Die Ortsgemeinden verfügen mit ihren Gemeindehäusern häufig über Räume, die das „Konzept soziale Quartiersentwicklung“ braucht. Darin spielen Begegnungsorte im Stadtteil die tragende Rolle, erfüllen diese

doch den formulierten Anspruch auf „kurze Wege“ und die Orientierung am Sozialraum.

Fazit: Im Quartier kann die Kirche „die städtische Herausforderung aufnehmen“, die „städtische Entwicklung berücksichtigen“ („Konzept Kirche 2030. Kirche wiederentdecken“/Evang. Kirche in Karlsruhe) und unterstützend mitwirken, indem sie auf eigene Raumressourcen hinweist. So könnte das eine oder andere Gemeindehaus dem Gemeinwohl dienen. Die Kirche bleibt ihrem Auftrag (für Menschen da zu sein, sozial-diakonischer Auftrag) treu, und die Tradition der Sozialverantwortung wird – auf manch neuen Pfaden – fortgesetzt. Kirche und Kommune begegnen sich im Quartier, eine zukunftsweisende Kooperation.

Auch wenn diese Perspektive nicht von allen Ortsgemeinden eingenommen werden wird bzw. kann, dient sie in vielen Fällen dem Erhalt des parochialen Netzwerkes, welches für die kirchliche Präsenz in den Stadtteilen grundlegend ist.

Kirche und Kommune
begegnen sich im Quartier,
eine zukunftsweisende
Kooperation

Die Quartiersarbeit ist
eine Möglichkeit, auf
das Potenzial einer
Ortsgemeinde, ihr En-

gagement und Ressourcen, hinzuweisen. Es ist ein großes Kapital, über welches die Kirche immer noch verfügt.

■ Irena Lichtner, Karlsruhe-Oberreut

-
- 1 Konzept Soziale Quartiersentwicklung, Stadt Karlsruhe/ Sozial- und Jugendbehörde, 2019, S. 1: „In unterschiedlichen Lebensphasen und Lebenslagen sind kurze Wege und Angebote im unmittelbaren Wohnumfeld von besonderer Bedeutung.“
 - 2 Item, S.6: „Für Familien spielt das unmittelbare Wohnumfeld insbesondere nach der Geburt von Kindern und in Kindergarten- und Grundschulzeit eine besondere Rolle. Mit kleinen Kindern sinkt zunächst die Alltagsmobilität, sodass Treff-, Spiel- und Beratungsmöglichkeiten möglichst wohnortnah vorgehalten werden sollten.“
 - 3 Item, S. 7: „Eine auf die Lebenswelt und Lebenslage ausgerichtete Arbeit im Stadtteil bietet neue Teilhabechancen und leistet einen Beitrag, um Rückzugstendenzen zum Beispiel durch eingeschränkte Mobilität oder Erkrankungen und Vereinsamung im Alter abzumildern.“

Unsere Leistungen

- Regelmäßige Information unserer Mitglieder in den Badischen Pfarrvereinsblättern über berufsständische und aktuelle kirchliche Fragen
- Enge Zusammenarbeit mit der Pfarrvertretung als gewählter Interessenvertretung der badischen Pfarrerschaft
- Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer als Forum der Kommunikation, jährlich mit der Mitgliederversammlung, der Ehrung der Ordinationsjubilare und dem Treffen der Neumitglieder
- Bezug des Deutschen Pfarrerblattes als monatliche Publikation des Verbandes evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V. (Dachverband)
- Herausgabe des Pfarramtskalenders und des Badischen Pfarrkalenders, dem Adressenverzeichnis aller badischen Pfarrerinnen und Pfarrer, der Ruheständler und Witwen
- Verbindung zu den Pfarrvereinen der anderen Landeskirchen durch den Dachverband und zur Pfarrerschaft im Ausland durch die Konferenz europäischer Pfarrvereine und Pfarrvertretungen (KEP)
- Ausrichtung eines jährlichen Dies Academicus zusammen mit der Theol. Fakultät der Uni Heidelberg
- Unterstützungen im Krankheitsfall durch die angegliederte Krankenhilfe als Beihilfeergänzung
- Unterstützungen im Todesfall
- Unterstützungen in besonderen Notlagesituationen
- Talarbeihilfe für die Erstausrüstung bei LehrvikarInnen
- Beihilfen und zinsfreie Darlehen für studierende Kinder durch den Dachverband
- Hilfe für bedürftige Angehörige des Berufsstandes, ihre Hinterbliebenen und die in Ausbildung befindlichen Pfarrerinnen und Pfarrer mit Schwerpunkt Osteuropa durch den angegliederten Förderverein Pfarrhaushilfe e.V.
- Kostenlose Erstberatung in dienstrechtlichen Angelegenheiten durch einen Vertragsanwalt
- Günstige Bedingungen bei den Versicherern im Raum der Kirchen (Bruderhilfe/Pax/Familienfürsorge)

Einladung zur Mitgliederversammlung des Evang. Pfarrvereins in Baden e. V.

**im Kongresszentrum Karlsruhe, Gartenhalle.
Anschrift: Festplatz 9, 76137 Karlsruhe.**

**Parkmöglichkeiten finden Sie in der Tiefgarage
am Festplatz / Novotel.**

Sonntag, 16. Oktober 2022, Beginn: 17.00 Uhr

Tagesordnung

1. Tätigkeitsbericht des Vorstandes
2. Rechnungslegung 2021
3. Entlastung des Vorstandes
4. Bestellung eines Rechnungsprüfers
5. Aus der Geschäftsstelle
6. Aufnahme neuer Mitglieder nach § 3 Abs. 2 Satz 2 der Satzung
7. Sonstiges

Ggf. müssen Ort und/oder Zeitpunkt der Mitgliederversammlung Corona-bedingt geändert werden. Bitte beachten Sie dazu die aktuellen Hinweise auf unserer Website (www.pfarrverein-baden.de) oder rufen Sie Ende September noch einmal in der Geschäftsstelle (Tel. 0721-848863) an.

Karlsruhe, 20. Juni 2022



Dr. Stefan Royar, Vorsitzender

Die Geburtstagslisten wurden
in der Online-Ausgabe aus
Datenschutzgründen entfernt.

Deutscher Pfarrerinnen- und Pfarrertag

**Montag, 26. September
bis Mittwoch, 28. September 2022 in Leipzig**

Informationen und Anmeldeformular finden Sie im Deutschen Pfarrerberblatt 5/2022 oder online: www.pfarrerverband.de/pfarrertag

Der Badische Pfarrverein gewährt einen
Teilnahme-Zuschuss von
100 Euro pro Mitglied nach Ablauf des
Deutschen Pfarrertages anhand der dort geführten
Teilnahmeliste. Eine Beantragung ist nicht erforderlich.

Der Zuschuss wird im November 2022 ausbezahlt.
Delegierte und Teilnehmende der Sonderkonferenzen
wurden bereits vorab eingeladen.

Helle Dachwohnung zu vermieten!

Ab 01.10.22 ist eine Wohnung des Pfarrvereins in der Reinhold-Frank-Straße 35 in Karlsruhe (Weststadt) zu vermieten. Baujahr der Wohnung: 2019.

Die Wohnung befindet sich im 4. OG (Dachgeschoss) und verfügt über 3 große, helle Zimmer und einen Balkon. Die Wohnfläche beträgt 91 qm (nach Abzug der Dachschrägen). Aufzug vorhanden. Die Innenstadt ist zu Fuß in 15 Minuten zu erreichen, in der Nähe gibt es einen Supermarkt.

**Weitere Informationen unter:
Tel. 0721/848863,
E-Mail:
schoenfeldt@pfarrverein-baden.de**

Arbeitszeitbegrenzung und die Position der Pfarrvertretung

In der Maiausgabe der Pfarrvereinsblätter war ein Artikel von Stefan Royar zum Thema Arbeitszeitbegrenzung zu lesen. Der Artikel sprach sich dafür aus, Probleme mit der Arbeitsbelastung nicht ins Dienstrecht zu verlagern, sondern individuell zu lösen. Damit grenzte sich Royar von der Pfarrvertretung ab, die angeblich eine 48-Stunden-Woche fordere.

An dieser Stelle ist eine Klarstellung nötig: Diese im Text nicht belegte Behauptung gibt die Position der Pfarrvertretung nicht zutreffend wieder. Im Gegenteil: in den letzten Jahren gab es mehrere Veröffentlichungen in den Pfarrvereinsblättern, die sich für eine 41-Stunden-Woche (entsprechend den Regelungen für Bundesbeamte) ausgesprochen haben (vgl. PfvBI 3-4/2018, PfvBI 6/2018, PfvBI 02/2020). Es hat seitdem kein Dokument gegeben, das diese Position korrigiert hätte.

Die mit dem Thema verbundenen Fragestellungen sind komplex: Wie misst man Arbeitszeit im Pfarrberuf? Wie lassen sich Gestaltungsfreiheit und schützender Rahmen verbinden? Welche Rolle spielen die eigene Person und welche die mittlere Leitungsebene oder dienstrechtliche Regelungen? Welche Rückwirkungen auf das Pfarrbild haben solche Regelungen? Die Pfarrvertretung diskutiert diese Themen intensiv und auch mit einer Bandbreite an Meinungen. Sie wird den Diskussionsimpuls des Artikels sicher aufgreifen.

■ Volker Matthaei,
Vorsitzender der Pfarrvertretung,
Stutensee

Anstoß:

Der Synodenbeschluss zur Abkoppelung vom Besoldungsniveau des Landes – ein Kommentar

Es war ein denkbar knappes Ergebnis: Mit einer Mehrheit von 29 zu 27 Stimmen bei vier Enthaltungen hat die Landessynode im April beschlossen, dass die Besoldung dauerhaft bei einem Bemessungssatz von 98 % der Bundesbeamtenbesoldung festgeschrieben wird und dass die 2016 beschlossene Orientierung des Bemessungssatzes an der Höhe der Landesbeamtenbesoldung aufgegeben wird. Der Beschluss war die Antwort auf eine Eingabe der Pfarrvertretung. Diese hatte beantragt, dass der Bemessungssatz aufgegeben wird und dass dann, wie in vielen anderen Landeskirchen auch, 100 % der Bundesbesoldung gezahlt werden. Sachlich war die Eingabe gut begründet: Vergleicht man die 98 % Bundesbesoldung mit der Landesbesoldung, stellt man fest, dass die Landesbesoldung seit 1.1.2020 durchgehend höher war als unser Gehalt. Ab dem 1.12.2022 entspricht die Landesbesoldung im Durchschnitt aller Gehaltsstufen 100,5 % der Bundesbesoldung und das Ruhegehalt 100,0 %. Der Antrag der Pfarrvertretung war insofern maßvoll.

Klar ist: Mit diesem Beschluss wird die Landeskirche viel Geld sparen. Eine andere Frage ist, ob der Beschluss nicht an anderer Stelle Kosten zur Folge hat, die möglicherweise nicht ausreichend berücksichtigt worden sind:

1. Zugesagt und von der Synode beschlossen war bei der Umstellung von Landesbeamtenbesoldung auf Bundesbeamtenbesoldung 2016, dass die Umstellung nicht zu einer Verschlechterung der Gehaltssituation im Vergleich zur Landesbesoldung führen wird. Darauf haben sich die badischen PfarrerInnen damals verlassen. Dass diese Zusage nun nicht eingehalten wird, das berührt den Vertrauensschutz.

Wertschätzung zeigt sich nicht nur in Worten der Anerkennung, sondern auch in ausbildungsadäquaten Gehältern. Mit den enttäuschten Erwartungen vieler KollegInnen wird die Landeskirche leben müssen.

2. Für noch gravierender halte ich die Konsequenzen der Besoldungsumstellung und der jetzigen Synodenentscheidung für die Chancen, ausreichend Pfarrnachwuchs an die badische Landeskirche zu binden: Es ist eine Besonderheit der baden-württembergischen Landesbesoldung, dass sie junge BeamtlInnen vergleichsweise schlecht und alte vergleichsweise gut besoldet. Die Differenz zwischen der früheren Landesbesoldung – wie sie noch heute in Württemberg gilt – und der heutigen badischen Pfarrbe-

soldung (mit 98% Bundesbesoldung) ist also für die jüngeren KollegInnen relativ höher als für die älteren KollegInnen. Um eine Vorstellung davon zu geben, was die Besoldungsumstellung 2016 für die jungen KollegInnen heute konkret bedeutet: In den ersten fünf Jahren nach dem Lehrvikariat erhalten badische PfarrerInnen (Stichtag ist dabei 1.12.22) über 15.000 € (d.h. pro Monat über 250 €) weniger, als sie mit Landesbesoldung erhalten hätten.

Im Vergleich zu den Landeskirchen mit 100% Bundesbesoldung erhalten sie in diesen ersten 5 Jahren Monat für Monat im Schnitt fast 100 € weniger.

Wie sich das langfristig entwickelt, ist nicht vorhersehbar. Kurz- und mittelfristig ist aber klar, dass das Gehalt für Baden ein Standortnachteil sein dürfte.

Für die Generation der geburtenstarken Jahrgänge ist es noch schwer zu verstehen: Wir sind mittlerweile in einer Situation, in der sich die Landeskirchen beim ausgebildeten Pfarrnachwuchs bewerben, nicht nur umgekehrt. Wenn der Pfarrdienst in der halben EKD besser bezahlt wird und in Baden zudem (anders als in vielen anderen Landeskirchen) noch mit verpflichtenden Deputaten im Religionsunterricht verbunden ist, dann müssen andere Faktoren wie regionale Bindung, Arbeitsbelastung oder „Betriebs“-Klima den Nachteil wettmachen. Ich bin gespannt, welche Antworten die Landeskirche auf diese Problematik findet.

■ Volker Matthaei,
Vorsitzender der Pfarrvertretung,
Stutensee

Michael Heymel

Woran glaubst du Evangelischer Glaube im Gespräch

Evang. Verlagsanstalt Leipzig, 2021, 256 S.

Alle Stücke des christlichen Glaubens, die gottesdienstlich gelebt und in unterschiedlichen Kulturen gestaltet werden, sind in dem Buch angesprochen: die Bekenntnisse und das Kirchenjahr, die Bibel und der Gottesdienst, Gebet und Gebote, Taufe, Beichte und Abendmahl, sowie die aktuellen Bekenntnisse in neuer Form.

Der Autor, Pfarrer der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau, ist Referent für ehrenamtliche Verkündigung bis zu seinem Ruhestand gewesen. Dass Christentum und Kirche sich in Westeuropa in Erosion befinden und man im Blick auf den Glauben nicht mehr viel voraussetzen kann, ist die nüchterne Ausgangsfeststellung. Dazu kommt eine zunehmend scharfe und ablehnende Kritik an Glauben, Kirche, Christentum, auch wenn diese Kritik oft unberechtigt ist. Wer findet noch die rechten Worte im Zusammenhang mit Gott? Wer wagt es, sich offen und frei zu seinem Glauben zu bekennen und mit dem Achselzucken seines Partners zu leben? Der Autor wünscht sich „Leserinnen und Leser, die sich vergewissern wollen, was sie trägt: Woran glaubst du? Die sich selbst von der Tragfähigkeit der christlichen Botschaft überzeugen

wollen: woran glauben Christen und woran nicht?“

Eine Art Grundvoraussetzung aller weiteren Argumentation lautet: Christlicher Glaube braucht das Gespräch. Damit auch die Vorurteile und Halbwahrheiten zu Tage kommen. Alle brauchen das Gespräch, denn keiner glaubt für sich allein. Anstatt in einer Glaubensform leben wir in einer religiösen und weltanschaulichen Vielfalt: Der christliche Glaube wird zu einer Option unter anderen. Umso wichtiger ist das, was Michael Heymel mit seinem Buch beabsichtigt: kurze Information zu geben und so zu einem Gespräch einzuladen. Alle Stücke des christlichen Glaubens werden aufgerufen und als Grundlage des Gesprächs darüber freigegeben. Ein nützliches und einladendes Buch.

■ Klaus Schnabel, Karlsruhe

Nicole Grochowina, Albrecht Schödl (Hrsg.)

„Das Land ist gut“ Gemeinsames Leben neu erkundet

Evangelische Verlagsanstalt Leipzig, 2022, 127 S.

Unter dem biblisch inspirierten Titel „Das Land ist sehr gut“ sind neun Beiträge versammelt, die um das Neu-Erkunden gemeinsamen Lebens kreisen. Die Autoren kommen aus kommunitären Schwestern- und Bruderschaften (129), und es verbindet sie die besorgte Wahrnehmung von „tiefgreifenden Wandlungen“ („Transformationen“) im Leben der Klöster und Kommunitäten der evangelischen wie der katholischen Kirche (im Jahre 2020 wurde darum der Verein „Zukunft Kulturraum Kloster e.V.“ gegründet). Die Zahlen der Mitglieder gehen drastisch zurück. Die Autorin und die Autoren stellen sich den Herausforderungen, indem sie über eine „Theologie des gemeinsamen Lebens“ nachdenken; sie wollen damit zugleich „Anstöße und Inspirationen für das Miteinander in der Kirche und in unserer Gesellschaft“ geben (10). Dabei wird bedacht, dass sich kirchliches Leben nicht allein in den Ortsgemeinden, sondern in vielfältigen „Sozial- und Organisationsformen“ vollziehe (5).

Nach Geleitwort, Inhaltsübersicht und Einleitung (5–12) wird die Reihe der jeweils in ein Gebet bzw. eine Meditation mündenden Beiträge unter der Überschrift „Mut zum Neuland“ durch

eine Besinnung zu den Kundschaftergeschichten, 4. Mose 13f., eröffnet (13–21, Albrecht Schödel). Gottes Verheißung eines „sehr guten Landes“ helfe dem Volk, Schwierigkeiten und Zweifel gemeinsam anzugehen und Kraft und Mut für die Wege in die Zukunft zu schöpfen. Freiheit und Bindung sind das Thema des zweiten Beitrags; darin wird betont, dass wir mit dem mutigen Schritt in die Freiheit mehr gewinnen als zurücklassen (23–37, Thomas Dürr). Das Thema „Gemeinschaft“ und „(konstruktiver) Streit“ reflektiert der dritte Beitrag („Mut zu Konflikten“) anhand biblischer Gemeinschafts- und Konfliktgeschichten (z. B. 1. Mose 3; 4; Gal 2) unter Rückgriff auf D. Bonhoeffers Schrift „Gemeinsames Leben“ (1939). Bonhoeffer warnt darin vor einem (starr)en Wunschbild von Gemeinschaft, das nicht zusammenführt, sondern entzweit. „Zu den Grundlagen geistlicher Gemeinschaften gehört ein reflektierter und gelebter Umgang mit Konflikten“, so der Autor (46f.); mit Hinweis auf Gal 4, 19 betont er, dass Christus auch im Streit Gestalt gewinne (39–49, A. Schödl). An Platons Überzeugung, dass die Wahrheit nur im Dialog gefunden werden könne, schließt der vierte Beitrag an und setzt insofern den vorigen fort. Der Autor kreierte eine von Platons Gedanken angeregte Dialogszenerie. Ein Dialogpartner vergleicht den glaubenden Menschen mit einem Choristen und findet Zustimmung bei seinem Gegenüber („Mut zur Mehrchörigkeit“, 52; 64f.): „Ich suche die Harmonie mit dir. Auch dort, wo ich auf einer anderen Empore singe oder auf einem anderen Pfad mein Lied anstimme. Immer möchte ich dich hören, ich brauche

deine Stimme ..., um die eigene besser zu erkennen“ (51–66, Frank Lilie).

An der existenziellen Erfahrung des Scheiterns im Leben, dass sich aber Gott „als tragfähig erwiesen“ habe (69), knüpft der fünfte Beitrag an („Mut zum Scheitern“). Der Autor widerspricht der Sichtweise, wer scheitere, gelange nicht zum Ziel (68), vielmehr werde unsere Wahrnehmung „geschärft, unser Herz geweitet und unsere Liebe zu Gott und zu den Menschen vertieft“ (67–78, Thomas Dürr). Mit der Selbstwahrnehmung und der Gefahr der Selbstbezogenheit im Horizont der Gemeinschaft befasst sich der sechste Beitrag („Mut zum Perspektivwechsel“). Der Autor empfiehlt (84f.), „im Licht der Liebe Gottes“ das „Einüben eines beständigen doppelten Perspektivwechsels: der Bereitschaft, sich selbst anzusehen, ohne vorschnell in religiöse Deutungen auszuweichen, sowie von sich selbst abzusehen ..., ohne in irgendeiner Form der Selbstbezogenheit gefangen zu sein“ (79–89, Christian Hundt).

Abschied, Sterben (und „Sterbeprozess/e“) und Tod thematisiert der siebente Beitrag („Wir sterben alle“). Nicht der „ewige Tod“, sondern die „Vollendung des Lebens“ wird in biblisch-kerygmatischer Perspektive und in Aufnahme von Gedanken u. a. von M. Luther, F. Steffensky und Papst Franziskus bedacht. Gegen die Angst vor dem Verlust von Visionen für die Zukunft helfe der Dank, „sich bewusst zu machen, was geworden ist und wie sich all dies in den viel größeren Horizont des Reiches Gottes“ einpasse (98). Es gehe um einen Wechsel der Blickrich-

tung, weg von einer „Defiziterfahrung“ hin zum „Mut zur Endlichkeit“, vertrauend „auf den Stifter allen Lebens“ (102). Keine voreilige Einleitung von Sterbeprozessen einer in Gott gegründeten Gemeinschaft, so das Plädoyer der Autorin, sondern sich „lustvoll und leidenschaftlich“ dem Leben zuwenden und sich „vollständig in Gottes Hände“ begeben, weil *communio* und Gottes Zukunft identisch sei (91–105, Nicole Grochowina). Ob es auch heute noch Propheten brauche, fragt der achte Beitrag („Mut zur Prophetie“) und ermutigt im biblischen Sinn zu einer mit einem besonderen göttlichen Auftrag verbundenen prophetischen Existenz, die ihre Stunde in Krisenzeiten hat und, von der Geistkraft Gottes erfüllt, an Gottes Wirken in der Welt „erinnert“ und zur Entscheidung aufruft (107–116, Frank Lilie).

Als Zusammenfassung der bis hierher entwickelten Gedanken kann der letzte Beitrag („*Communio* als Provokation“) verstanden werden. Die grundlegenden Kriterien für die Gestaltung und Lebensfähigkeit einer aus der Quelle Gottes schöpfenden Gemeinschaft, wie sie in den einzelnen Beiträgen reflektiert werden, bezeichnet die Autorin als „Zeugnis“ und zugleich als „Provokation“. Sie sieht Gemeinschaft als „gottgewollt, weil Gott selbst ein Gott der Gemeinschaft ist“ (118). Am Beispiel der Ikone „Die Heilige Dreifaltigkeit“ von Andrei Rubljow (Abbildung, 119) erklärt sie: „Am trinitarischen Gott ist eine Art des ‚Sich-gegenseitig-Schenkens‘ abzulesen, die Gemeinschaft stiftet und trägt“. Die Kraft einer Gemeinschaft liege, so die Autorin (125), im Aushalten der „menschenbedingten Brüchig-

keit“ und eines „Projektstatus“; damit erweise sie sich „als lebendiger Organismus ... , der den Wandel nicht scheut“ (117–127, Nicole Grochowina).

Fazit

- 1) Alle neun Beiträge verbindet eine realistische Wahrnehmung der aktuellen, im weitesten Sinn kirchlichen Gegenwart und ein biblisch orientiertes Fragen nach Gestaltung gemeinsamen Lebens („communio“), indem sie in unterschiedlichen Abschiedsprozessen „mutig“ alle Kräfte zusammennehmen und nach neuen Wegen („Neuland“, 4. Mose 13f.) suchen.
- 2) Die biblischen Aufbruch- und Weg-Geschichten bieten zukunftsweisende Impulse für nötige „Transformationen“ in Klöstern, Kommunitäten, Landes-, Haus- und Freikirchen.
- 3) Die Tatsache, dass wir in unseren vertrauten kirchlichen Institutionen weniger werden, aber unter veränderten Situationen vielleicht auch wieder mehr werden, weist auf das Hoffnungspotential der „communio“, die im biblischen Gott und der Reich-Gottes-Botschaft Jesu von Nazareth gründet; sie kann auch Perspektiven für das („säkulare“) gesellschaftliche Leben aufzeigen. – Allen, die in kirchlichen Leitungsgremien und anderen Dialogformaten in Reflexion, biblischer Orientierung und Gebet Möglichkeiten gemeinsamen Lebens neu erkunden, sei das hier vorgestellte Buch empfohlen.

■ Heinz Janssen, Karlsruhe

Gerhard Rau

* 09.09.1934 † 16.04.2022

Nachruf

„Ein einstündiges Gespräch mit Herrn Rau am Telefon oder beim Spaziergang erbringt mehr Theologie als das Lesen eines Fachbuchs.“ Das ist keine kirchenpolitische Parole. Es ist der Versuch, die besondere Atmosphäre in Worte zu fassen, in der Gerhard Rau Freundschaft und Bildung miteinander verbinden konnte. Die Basis dafür war die Bibel. Die Schülerbibelkreise waren Eingangspforten in einen hermeneutisch reflektierten Umgang mit der Heiligen Schrift. Deren Anspruch konzentrierte das Denken auf die Bibel selbst, lenkte das Interesse auf die Förderung des Glaubens, setzte Grenzen gegen Verirrungen in abstruse Attraktionen und bewahrte die Freundschaften vor Kumpanei. Diese besondere Atmosphäre hat über viele Jahre hinweg den theologischen Nachwuchs geprägt. Als sich Gerhard Rau nach dem Tod seiner Frau aus sehr vielen Verpflichtungen zurück zog, hat er wiederholt gefragt, ob solcher Zugang zur theologischen Ausbildung noch gewährleistet sei und was die Kirche in ihrem eigenen Interesse dafür tun würde. **Theologie im Interesse der Kirche und Kirche aufmerksam für die Theologie** – darin fand und bewahrte Gerhard Rau seine berufliche Identität. Natürlich interessierten ihn auch die Nachbargebiete der Theologie ebenso wie die Nachbarregionen der christlichen Kirchen. Aber was muss primär sein, was kann und darf dann auch daraus folgen? Mit seinem

strengen analytischen Verstand war Rau immer in der Mitte seiner Aufgaben und konnte darum ungefährdet Grenzen überschreiten.

Rau war Assistent an der Heidelberger Fakultät, in der Hans-Wolfgang Heidland als Professor für Praktische Theologie arbeitete. Bald nach dessen Berufung zum Landesbischof hat er Rau nach Abschluss seiner Promotion die vakant gewordene Stelle des persönlichen Referenten des Landesbischofs angeboten. Seine wichtigste Aufgabe an diesem Arbeitsplatz war eine neue: Rau musste einmal im Monat in der Sitzung des Kollegiums theologische Neuerscheinungen präsentieren. **Theologisches Oberseminar für den Landesbischof und sein Kollegium.** So kam Theologie dorthin, wo sie gebraucht wurde. Trifft montags beim Dienstbeginn einer der juristischen Oberkirchenräte einen seiner theologische Kollegen: „Haben Sie den neuen Käsemann schon gelesen? Ich habe es am Samstag getan. Das müssen wir alle tun.“ Ernst Käsemann, Der Ruf der Freiheit“ (1968).

Der akademische Lehrer der Theologie hat uns eine Fülle von Aufsätzen, Reden und Predigten hinterlassen. Allein die wissenschaftlichen Aufsätze umfassen rund 60 Titel. Rau analysiert messerscharf. Er entlarvt falsche Kompromisse, sucht die Lebenswirklichkeit auf und kann dabei

auch den Küchentisch als Symbol der Gemütlichkeit vorstellen. Wer ihm folgt, kann rasch die Ansprüche erkennen, denen Rau folgt und zu denen er die Leserschaft mitnehmen will. Er entlarvt Methoden, die verschleiert gebraucht werden und so das Ergebnis des Diskurses schon gleich bequem in den Anfang legen. Dabei ist er **alles andere als ein Bilderstürmer**. Gerade das Kleine und Unscheinbare kommt in großen Perspektiven seinem Recht, die Rau für die Zeitgenossen hilfreich entwickelt. Das Schlagwort von der Diversität wird dem subtilen Denken nicht gerecht. Es gibt Verschleierungen auch ohne Schleier.

Es macht wenig Sinn, die Titel seiner wissenschaftlichen Aufsätze hier komplett zu notieren. Anders aber ist es und sehr notwendig, mit dem **Arbeitsprogramm der Landessynode auf einschlägige Titel** hinzuweisen: Religion und Geld. Was haben Religion und Geld miteinander zu tun? Alles und nichts!/Christentum ohne Kirche (1994)/Ecclesiologie distanzierter Kirchenmitgliedschaft. Eine Herausforderung für Praktische Theologie wie für die theologische Ethik (1998)/Zum Umgang mit Schuld im Protestantismus (2001)/Mission oder Markt. Vom Recht der Kirche auf Evangelisation (2002)/Der Sozialstaat als Dimension des Rechtsstaats nach Dokumenten der evangelischen Theologie und Kirche (2010)/Finanzielle Selbstermutigung einer organisierten Kirche (2015).

Wer so wirkt, wird gerne zusätzlich in Anspruch genommen. Rau hat sich niemand aufgedrängt. Dazu war er zu bescheiden.

Aber wenn er gebraucht wurde, war er bereit. Gebraucht hat ihn schon früh die Heidelberger Stadtmission, auch die mit ihr verbundene „Kapellengemeinde“ Eine **Personalgemeinde**, entstanden im 19. Jahrhundert und wegen ihres diakonischen und missionarischen Engagements sogar im Vorspruch der badischen Grundordnung 1958 gewürdigt – eine hoch aktuelle Ausprägung evangelischen Glaubens. Sie hat bis heute engagierte Christen aus dem Bildungsbereich und dem Geschäftsleben angezogen. Gerhard Rau hat über 30 Jahre im Verwaltungsrat der Stadtmission mitgearbeitet und so über seine akademische Arbeit hinaus konkrete Eindrücke von einer zukunftsfähigen Kirchengestalt erhalten und vermittelt.

1986 feierte die **Heidelberger Universität ihr 600-jähriges Jubiläum**. Ein deutsches Jubiläum, aber mit internationaler Ausstrahlung. Das ganze Jahr war mit wissenschaftlichen Veranstaltungen belegt und auch die Politik war beteiligt: die Königin von Schweden, Bundespräsident und Bundeskanzler, Minister des Bundes und des Landes. Rechtzeitig war es der Universität gelungen, den renommierten Wissenschaftsmanager Prof. Dr. Gisbert Freiherr zu Putlitz nach Heidelberg zu berufen und ihm das Rektorat zu übertragen. Er war Physiker. Darum war es wichtig, auch einen bekannten Geisteswissenschaftler in die vielfältigen Arbeiten in der Universitätsspitze einzubeziehen. Gerhard Rau, der Theologe, wurde zum Prorektor berufen – ein sichtbares Zeugnis von der Fundierung abendländischer Wissenschaften in den Denkbemühungen christlichen Glaubens.

Eine weitere akademische Ehrenaufgabe fiel Gerhard Rau zu, als in Heidelberg die „**Hochschule für Jüdische Studien**“ gegründet wurde. Die Initiative ging vom Zentralrat der Juden in Deutschland aus. Er wollte und sollte der Träger der Hochschule sein. Staatliche Anerkennung musste erreicht werden. Die Hochschule war nötig zur Ausbildung von Rabbinern und Kantoren. Darüber hinaus erwartete der Zentralrat, dass sich die Hochschule zu einem jüdischen Kompetenzzentrum in der Universitätsstadt Heidelberg entwickelt und zugleich Verbindungen in die Universität pflegt. Schwierige Verhandlungen standen an. Rau war von Anfang an bis zum guten Abschluss daran beteiligt. Für sein Engagement ehrte ihn der Zentralrat mit dem Leo-Baeck-Preis, der höchsten Auszeichnung, die der Zentralrat zu vergeben hat.

Auch Landeskirchen haben besondere Erwartungen an die Lehrenden in den Hochschulen. Rau war Mitglied der badischen Landessynode, darüber hinaus auch Mitglied der EKD-Synode und hat in ihr eine „Schwerpunkttagung Globalisierung“ verantwortet. Der Landeskirche genügte dieses Engagement nicht. Sie bat ihn, unter Fortführung des Dienstverhältnisses Soziologie zu studieren. Grund: In den späten sechziger Jahren hatte sich die Soziologie zu einer hermeneutischen Wissenschaft entwickelt, also für sich selbst die Wahrheit beansprucht, die Welt und das Leben sinnhaft zu deuten. Wie passt das zur Theologie, die die befreiende Lebensdeutung aus dem Evangelium zu gewinnen sucht? Rau hat sich der Frage und dem Auftrag gestellt

und so dazu geholfen, dass die **Landeskirche sprachfähig** bleibt. Dabei hat er an der Universität Karlsruhe dem damals noch relativ jungen „Institut für Regionalwissenschaft“ besondere Aufmerksamkeit gewidmet. So sind wichtige Analysen der badischen Kirchenbezirke entstanden. Aus den üblichen Dekanatsvisitationen wurden „Besuchswochen der Kirchenleitung“. Der Bischof und alle Mitglieder des Kollegiums lebten mehrere Tage im Kirchenbezirk und führten Gespräche mit Führungspersönlichkeiten und relevanten Gruppen in diesem. Kirchenleitung bei den Menschen!

Den **Trauer Gottesdienst in der Johanneskirche** in Heidelberg-Neuenheim am 28. April und die Bestattung auf dem dortigen Friedhof leitete Prof. Dr. Jan Hermelink (Göttingen). Er wurde bei seinem Studium in Heidelberg auf dem Weg in die wissenschaftliche Welt von Gerhard Rau besonders gefördert. Bereits zu dessen 65. Geburtstag hat er dem „beeindruckenden Lehrer der Praktischen Theologie“ einen Aufsatz als „persönliche Rückschau“ gewidmet.

■ Klaus Baschang, Karlsruhe

**Predigt bei der Trauerfeier
am 28. April 2022 in der Johanneskirche
Heidelberg-Neuenheim**

Liebe Trauergemeinde,
„siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis zum Ende der Welt“ – das ist der Spruch, der Gerhard Rau seit seiner Konfirmation begleitet hat.

So stand sein ganzes Leben, auch sein Sterben im Kontext jener Szene, mit der das Matthäusevangelium schließt. Und auch unser Zusammensein heute, zum Gottesdienst und zur Bestattung nachher auf dem Neuenheimer Friedhof, verdichtet sich in jenen Versen.

„Die Jünger gingen nach Galiläa, an den Ort, wohin Jesus sie beschieden hatte.“ Nach dem Tod Jesu, nach seiner lebendigen Erscheinung, gehen die Jünger dorthin zurück, wo sie mit Jesus das Land durchzogen haben, in vielfältiger Gemeinschaft. Und wir, wir kommen nun, nachdem Gerhard Rau zwischen Karfreitag und Ostern gestorben ist, wir kommen ebenfalls zurück – aus Berlin, aus dem Rheinland, aus Stuttgart, Karlsruhe, Göttingen, vielleicht aus Freiburg – und aus vielen anderen Orten: zurück nach Heidelberg, wo wir – eng vertraut oder bei wechselnder Gelegenheit – mit Gerhard Rau gelebt haben, von ihm angeregt, einbezogen.

Als die Jünger dort versammelt waren, heißt es bei Matthäus, da trat Jesus zu ihnen – in vertrauter Gestalt und doch ganz neu, mit großen Worten, wie sie – für uns – bei der Taufe erklingen sind: „Mir ist nun gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Matthäi am letzten: Das ist nicht das Ende des Weges mit Jesus, sondern da beginnt der

Weg allererst, in dieser Szene beginnt auch der Weg, den Gerhard Rau mit Gott gegangen ist.

Die Worte Jesu scheinen mir wie für ihn gesprochen – der große Zuspruch am Ende, wie auch der Anspruch, die beiden Aufträge, die Jesus den Seinen gibt:

„Gehet hin und lehret alle Völker.“ Lehret sie ... was für einen Auftrag für einen Lehrerssohn, der fast sein ganzes Berufsleben – vom Vikariat, von den Religionsstunden im Englischen Institut bis zur Professur – viel und gerne unterrichtet hat. „Und taufet sie auf den Namen des dreieinigen Gottes, macht sie zu Jüngern“ – was für ein Auftrag für einen Pfarrer, der Menschen zum Leben in der Kirche einlädt, der die Kirche mit allen Getauften immer neu gestalten will.

Große Aufgaben, eine große Verantwortung als Lehrer und Gestalter – und es ist Gerhard Rau schwergefallen, diese Verantwortung loszulassen; so haben es die erlebt, die in den letzten Tagen bei ihm waren.

Christus war bei ihm, bis zum Ende – auch in den letzten Monaten in Stuttgart, in den letzten Jahren, als er sich selbst mehr und mehr verloren ging, erst recht vor vier Jahren, nach dem Tod seiner Frau, seiner Gefährtin durch viele Jahrzehnte.

Ich erinnere mich an die Gespräche, die ich – meist auf seine Initiative – in letzter Zeit mit ihm hatte; viele von Ihnen werden ähnliche Erinnerungen haben:

Zum Anfang war er oft angespannt, vielleicht verwirrt, verunsichert, auf der Suche nach Zuspruch, nach Resonanz, nach Begegnung – und dann, wenn er eine Weile gesprochen hatte, wenn Erinnerungen aufgefrischt, Begeg-

nungen rekapituliert waren – dann kam Gerhard Rau wieder zu sich, wurde gegenwärtiger – so haben Sie es neulich im Gespräch genannt. Andere erinnern sich, wie er zu dozieren begann, also neu zum Lehrer wurde, wie er große und größte Zusammenhänge herstellte, sich an seinen eigenen Formulierungen erfreute.

In der Rückschau scheint es mir, als habe Gerhard Rau auf diese Weise versucht, *einen Ort für sich zu finden*: sich wieder im Leben zu orientieren, sich zugleich zu erden und einen weiten Himmel aufzuspannen. Und dann scheint es mir, als hätte ich ihn schon früher so erlebt – seit 1981 kenne ich ihn – als einen Menschen, *der sich immer neu an seinem Ort verankert*, in kleinen, prägnanten Szenen und zugleich in weiten Horizonten, für sich und für die, die er begleitete.

Gerhard Rau war ein Mensch, scheint mir, dem die Bindung an einen Ort wichtig war, und an die Menschen, die zu einem Ort gehörten. Lebendig hat er erzählt von dem Dorf bei Pforzheim, in dem er seine ersten Lebensjahre verbrachte, vom Leben in Schriesheim und in Heidelberg, dann von Göttingen – hier bin ich mit ihm über den Wall gelaufen, und er wusste überall eine Geschichte zu erzählen – vor allem natürlich die nicht unkomplizierte Geschichte, wie er eine gewisse Diemut Haarbeck kennen- und lieben lernte. Das Vikariat in Freiburg war ein wichtiger Ort, mit der Familie Teutsch, zu der enge Verbindungen bestehen blieben; die Zeit als Assistent von Hans-Wolfgang Heidland in Heidelberg, dem er nach Karlsruhe ins Bischofsbüro folgte, und dort ein Zweitstu-

dium in Regionalwissenschaft absolvierte, mit einer Abschlussarbeit „Studien zur Territorialgliederung des gesellschaftlichen Subsystems ‚Kirche‘“: Orts-Bindung, Orts-Kunde im Sound der 1970er Jahre.

Die Örtlichkeit der Kirche – das blieb sein Thema im Oberkirchenrat, als er etwa die Bischofs-Visitationen neu organisierte, um den hohen Herren aus Karlsruhe jeweils mit den örtlichen Verhältnissen vertraut zu machen, mit den Menschen, die dort leben und sterben.

Und umgekehrt hat Gerhard Rau seit den 1980er Jahren daran gearbeitet, den Horizont der Kirche zu erweitern über ihre örtlichen, nur lokalen Verhältnisse hinaus. In den überörtlichen Treffpunkten der Kirche, also in den Synoden hat er für Baden wie für die ganze EKD fast zwei Jahrzehnte mitgearbeitet – oft mit thematischen Schwerpunkten, etwa zu Kirche und Wirtschaft, zu Judentum und Kirche. In einer autobiographischen Skizze (2005) hat Rau selbst diesen Zusammenhang beschrieben: „Nur die starke Verortung in einem beschränkten Raum, in dieser Landeskirche, hat zugleich möglich gemacht, dass ich meine Erfahrungsradien angstfrei ausdehnen konnte, sei es auf das Feld der Soziologie und anderer Disziplinen oder ... in andere Kirchentümer und theologische Kulturen hinein.“¹ Ich denke: Von diesem doppelten Ortsbewusstsein, zwischen badischer Erde und weitesten theologischen Himmeln, davon haben viele Menschen profitiert, in der Kirche wie in der Universität.

Zurück in Heidelberg, seit 1974, lebte die Familie Rau in einem Haus (das übrigens der Kirche gehörte), das er und seine Frau mit viel Fleiß und Schweiß

gepflegt und immer neu gestaltet haben. Ein Haus, das offen stand für Schulfreunde und Verwandte, und das zugleich einen Schutzraum, gleichsam eine Hinterbühne bildete für die vielen beruflichen Pflichten, die dem Professor, dem Dekan und dem Prorektor der Universität zuwuchsen. Dazu gehörten viele internationale Kontakte im Zuge des großen Universitätsjubiläums 1986; dazu gehörte die Sorge um den Bestand der Jüdischen Hochschule, woraus sich eine enge Verbindung mit dem Land Israel – dem Ort der biblischen Geschichte – entwickelte, und dazu gehörte das Engagement für das Theologische Studienhaus an der Neuenheimer Landstraße, das Gerhard Rau an einen alt-neuen Ort überführte, in das Morata-Haus an der Alten Brücke.

Wie viel Gestaltungswillen, wie viele Telefonate, Briefe und Gremiensitzungen hat er damit verbracht, diese Orte v. a. für Studierende aus dem In- und Ausland zugänglich zu machen. Und dann die Wissenschaft, die Praktische Theologie – auch sie hat Rau vor allem als Orts-Kunde betrieben.

Ich erinnere mich an eine Vorlesung zur Geschichte der Predigtlehre, die einerseits aus vielen packenden Szenen bestand: Sie spielten in Erlangen, in Basel, in Berlin-Spandau und sogar in Göttingen, und andererseits aus begrifflichen Großbauten, in denen wir Studierenden kundig herumgeführt wurden, damit uns nicht schwindlig wurde. Einen kleinen Eindruck von diesem Schwindelgefühl möchte ich Ihnen hier geben: In einem Vortrag zum Verhältnis von Theologie und Sozialwissenschaften (1981) unterscheidet Rau einen rationalen Zugang, der einzelne Erkenntnisse „wie Mosaiken

zusammenbaut“, sodann eine alternative Wissenschaft, die „komplexe Situationen und handelnde Personen ins Bild setzt, indem sie von ihnen erzählt“, und drittens eine Vermittlungstheologie, die jene komplexen Verhältnisse „mit wissenschaftlichen Mitteln präpariert“. ² Rau sieht sich selbst als einen solchen Vermittler (er verbindet also rationalen Mosaikbau mit narrativer Situationskunde), weil nur so eine „Selbstdistanzierung“ möglich werde, die die „ethische Basis“ jedes kirchlichen Berufs bilde.

Und jetzt im Originalton:³

„Ohne diese Fähigkeit zur *Selbstdistanzierung* kann es niemandem gelingen, sich und anderen Freiheiten einzuräumen – und das heißt nichts Geringeres, als sich und anderen eine eigene, *eine neue Geschichte einzuräumen* [einzuräumen!].

An eine unmittelbare Wahrheitsevidenz [mit wissenschaftl. Begriffen] glaube ich nicht. Dennoch nehme ich die Verheißung des Evangeliums ernst, dass wir im Glauben schon jetzt diese Unmittelbarkeit erfahren dürfen. Dieser Glaube ist ... nicht rational-analytisch zu begründen, er ist allenfalls in seinen Strukturen erhellend zu beschreiben. Demnach wäre *der Wissenschaftsprozess selbst ein bezeugender Vorgang*, der sich [...] naturgemäß in mehreren, rivalisierenden Formen entfaltet, die freilich umgehend die *Suche nach einem Konsens* auslösen.

Und damit wären wir wieder beim *kommunikativen* Modell angelangt ...“

Wir sind jetzt zum Glück nicht im theologischen Seminar, sondern in einem Gottesdienst. Daher brauchen wir nicht alles zu verstehen, was der Autor hier gesagt

hat. Aber wer immer etwas mehr mit Gerhard Rau zu tun hatte, wird diesen Sound: diese zugleich hochabstrakte und pointiert-bildliche Sprache wiedererkennen. Nur drei Akzente:

- Zur wissenschaftlichen Ortskunde, zwischen Himmel und Erde, gehört wesentlich die *Selbst-Distanzierung*. Nur wer den eigenen Ort verlässt, kann erneuert zu sich kommen.
- Wissenschaft ist nicht nur rational, und nicht nur narrativ – sondern sie ist selbst ein „bezeugender Vorgang“: eine *religiöse Praxis*. „Ich bin bei euch alle Tage“ – das gilt auch für die wissenschaftliche Arbeit, des Professors wie der Theologiestudentin.
- Und schließlich:
Das alles geschieht dort, wo *kommuniziert* wird, wo wissenschaftlicher Streit und auch der Streit der Frömmigkeiten immer neu in Szene gesetzt wird.

Diesen intensiven, gespannten Austausch, den haben die Hörer wie die Schüler Gerhard Raus in immer neuen Anläufen erlebt, mitunter auch erlitten. „Ich bin bei euch alle Tage“ – diese Gewissheit hat Gerhard Raus Leben bestimmt, dieser österliche Satz hat seine Arbeit für die Kirche, für die Universität, für die Theologie geprägt. Diese Gewissheit fand Rau vor allem in der Vergangenheit – ohne Weiteres konnte er, bis fast zuletzt, große historische, theologische, philosophische Bögen schlagen.

„Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ – das ist aber zugleich ein Satz, der in die Zukunft weist; dieser Satz macht alle, die ihn glauben, zu erwartungsvollen Menschen.

So ist es m.E. sehr passend, dass wir heute nicht nur ein Osterlied, sondern auch ein Adventslied gesungen haben. Dazu haben wir einen Psalm gebetet, der uns in die Zukunft weist.

„Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn“ „Wohl den Menschen, die ... von Herzen dir nachwandeln.“ „Der Herr ... wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen“ Gerhard Rau hat nicht nur im Schauen gelebt, im Forschen und Lehren, sondern auch im Glauben – im Glauben an ein gutes Ende, an eine gute Zukunft für die Kirche und für die ganze Welt. Er hat – so scheint mir – diese Zukunftsgewissheit leben können, weil er immer wieder *einen festen Ort gefunden hat*, von dem er „angstfrei“, neugierig, auch mutig aufbrechen konnte – und bei diesen Aufbrüchen hat er viele mitgenommen. Nun ist Gerhard Rau auf dem Weg in „die Wohnungen des Herrn Zebaoth“, er ist uns voraus gegangen und schaut – wie es der Psalm sagt – „den wahren Gott in Zion“. So können wir – allmählich, Schritt für Schritt – uns von ihm verabschieden: dankbar für einen Weggefährten, traurig, dass wir unseren eigenen Ort nun ohne seine Stimme suchen müssen, zuversichtlich, dass Christus bei uns bleiben wird – bis an das Ende der Welt.

Und der Friede Gottes, der weiter reicht als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

■ Jan Hermelink, Göttingen

- 1 Gerhard Rau, Beiträge zur Praktischen Theologie, 2006 S. 273f (Nachwort).
- 2 Rau, Beiträge zur Praktischen Theologie, a.a.O., S. 271.
- 3 A.a.O., S. 271f – Hervorhebungen J.H.

Gerhard Wunderer

* 01.04.1931 † 11.05.2022

Nachruf

Liebe Frau Wunderer, liebe Familie, liebe Trauergemeinde,
Wenn wir von einem Menschen Abschied nehmen, den wir geliebt oder geachtet haben, wenn wir an ihn zurückdenken, dann tauchen Bilder auf, Erinnerungen, Erlebnisse. Und ich schätze, bei keinen zwei Menschen, die heute hier sind, um von Gerhard Wunderer Abschied zu nehmen, ist es das gleiche Bild – obwohl es der gleiche Mensch ist, an den wir denken.

Mein Bild ist stark geprägt von Gerhards Engagement für die Pfarrerschaft. Schon in Bayern war er im Vorstand des dortigen Pfarrvereins. Ich habe ihn 1990 kennengelernt, als ich in den Vorstand des badischen Pfarrvereins berufen wurde. Gerhard war seit 1987 dessen Vorsitzender, nachdem er zuvor schon die Badischen Pfarrvereinsblätter als Schriftleiter betreut hatte. Bis zum Jahr 1999 war er Vorsitzender, Traugott Schächtele war sein Nachfolger.

Von 1992 bis 2000 war Gerhard Wunderer außerdem Schatzmeister im Verband evangelischer Pfarrerrinnen und Pfarrer in Deutschland. Von dessen Vorsitzenden Andreas Kahnt soll ich herzliche Grüße im Namen des Verbandes ausrichten.

An einigen Beispielen will ich zeigen, wie sehr ihm das Wohl unseres Berufsstandes am Herzen lag.

Im Jahr des 100jährigen Bestehens des Pfarrvereins 1992 wurde der Förderverein Pfarrhaushilfe gegründet. Gerhard war damals stellv. Hauptgeschäftsführer des Diakonischen Werkes Baden und hatte daher einen guten Einblick in die kirchlichen Verhältnisse in Osteuropa. Er war dort Vorsitzender bis 2010.

Dabei ging es um materielle Unterstützung von Pfarrfamilien in Osteuropa, wenn das Geld z. B. nicht einmal für eine Zahnbehandlung reichte.

Eine der ersten Aktionen war die Finanzierung von Mensa-Essen für Studierende in Lettland.

Inzwischen hat der Förderverein auch jedes Jahr Stipendien für junge Theologinnen und Theologen aus Lettland, Rumänien und Ungarn für ein Studienjahr in Heidelberg ausgegeben.

Wie wichtig ihm dieses Anliegen war, zeigt sich auch daran, dass er für den Fall seines Todes für genau diesen Zweck um Spenden gebeten hat.

Auf seine Initiative wurde in Lubmin bei Greifswald eine kleine Ferienhaussiedlung aufgebaut, wo lange über die Wende hinaus Pfarrfamilien aus Osteuropa günstig Urlaub machen konnten.

Durch die Krankenhilfe ist der Pfarrverein auch stark beim Thema Gesundheit involviert. So war Gerhard Wunderer mit-

beteiligt bei der Gründung des Hauses Respiratio, eine gemeinsame Einrichtung von Baden, Württemberg und Bayern. Es bietet die Möglichkeit einer Auszeit bis hin zur Rehabilitation bei Problemen oder Übergangszeiten im Pfarrdienst.

Sehr erfreut war er, als in seiner Amtszeit mit Marlene Bender die erste Frau in den Vorstand berufen wurde. Auch wenn ich ihn eher als Patriarchen alter Schule empfunden habe (und ich meine das wertschätzend) war ihm die Förderung von Theologinnen ein Anliegen.

Diese kleine und zugegeben subjektive Auswahl möge genügen.

Persönlich habe ich Gerhard Wunderer viel zu verdanken.

Er hat mich sehr gut eingeführt, als ich sein Nachfolger als Schatzmeister des Verbandes wurde und hat mich mit Rat und Tat begleitet.

In den letzten Jahren hatten wir leider wenig Kontakt. Wenn wir uns gesehen haben, war es auf meiner Seite ein Gefühl des Respekts und der Achtung.

Was wäre ein typischer Begriff, um Gerhard Wunderer zu charakterisieren? Mir ist als erstes ein Ausdruck eingefallen, mit dem wir im badischen Vorstand nach seinem Ausscheiden als Vorsitzender an ihn erinnert haben.

Wir haben die Zeit mit ihm die „elegante Periode“ genannt. Und das meint nicht nur sein gepflegtes Äußeres, sondern seinen ganz Stil. Die Orte, die er für die

Klausurtagungen ausgesucht hatte, aber auch der Umgangston und die Sorgfalt auch in kleinen Dingen.

Wir haben Gerhard Wunderer viel zu verdanken und ich danke Gott von ganzem Herzen, dass er uns diesen Menschen geschenkt hat.

Ihnen, den Angehörigen und Freunden möchte ich mein Beileid aussprechen in der Zuversicht, dass nichts uns trennen kann von der Liebe Gottes, nicht einmal der Tod.

Möge Gerhard Wunderer im Frieden Gottes ruhen.

■ Reinhard Sutter, Oberkirch

**Predigt bei der Trauerfeier am
24. Mai 2022 in der Evangelischen
Stadtkirche Karlsruhe-Durlach**

Liebe Trauergemeinde!

Gerhard Wunderer war ein Grenzgänger. Er hat in seinem Leben viele Grenzen überschritten. Hat Neuland betreten, manchmal auch betreten müssen, ein ums andere Mal. Zuletzt hat er nun auch die alles entscheidende Grenze seines Lebens überschritten. Die Grenze, die ihn aus unserer Mitte und aus seiner Sterblichkeit hinübergeführt hat in die bleibende Grenzenlosigkeit und zugleich in das barmherzige Aufgehobensein in der Gegenwart Gottes.

Gerade dieser letzten, entscheidenden Grenze galt über viele Jahrzehnte der ganze Einsatz von Gerhard Wunderer. Als Pfarrer. Und als jemand, dem seine Familie sehr am Herzen gelegen ist. In ganz unterschiedlicher Weise hat er die Menschenfreundlichkeit Gottes zu seinem Lebensthema gemacht. Hat gerade in dieser Aufgabe immer wieder Grenzen überschritten. Und als Pfarrer Menschen an den Grenzen ihres Lebens begleitet.

Das Lebens-Thema Pfarrer hat Gerhard dabei von Anfang an begleitet. Als Sohn eines Pfarrers, in einem Pfarrhaus geboren, wuchs er als einer von drei Brüdern in Nürnberg auf. Der frühe Tod des Vaters, die Erfahrung, dass viele Jahre der Kindheit vom Krieg gezeichnet waren, die Konfirmation, die – wie er selber in seinem Lebenslauf schreibt –, „zwischen zwei Bombenangriffen“ gefeiert wird – es ist dies eine Kindheit, von der wir geglaubt

haben, dass sie mit ihren Schrecken für immer der Vergangenheit angehört – die Gegenwart lehrt uns hier leider das Gegenteil.

Tröstlich kann uns auch heute Gerhards Konfirmationsspruch entgegenkommen, die Zusage Christi aus der Offenbarung: „Siehe, ich komme bald. Halte, was du hast, dass niemand deine Krone nehme!“ Über der Traueranzeige sollte, so hat es sich Gerhard selber gewünscht, ein anderes Bibelwort stehen. Der Mut machende Vers aus dem 2. Timotheusbrief, der in den zwei Jahren der Pandemie, auf die wir zurückblicken, so häufig zitiert worden ist wie kaum ein anderer:

„Gott hat uns nicht gegeben der Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.“ (2. Timotheus 1,7)

Ein Schlüsselsatz ist das, der helfen kann, manche Linien in Gerhards Leben besser zu verstehen. Und ein klein wenig, wenn uns das überhaupt zusteht, zu deuten. Die wissenschaftlichen Hilfsmittel zum eigenen theologischen Verstehen erwirbt sich Gerhard im Studium der Evangelischen Theologie. Er studiert in Erlangen und dann in Göttingen, ist dort von Trillaas und Käsemann fasziniert.

Wenn man den Vers aus 2. Timotheus zugrunde legt, um Bruchstücke aus Gerhards Leben angemessen wahrzunehmen, dann ist klar: Mit dem Geist der Furcht würde Gerhard hier nicht bestehen können. Denn zum Grenzübertritt als Regelaufgabe fordert ihn seine erste Pfarrstelle heraus, die er 1959 antritt: Meitingen im Dekanat Augsburg: 62 Ortschaften in vier Landkreisen beschreiben eine

extreme Diaspora-Situation – räumliche Dimensionen, die an ein kleines Bistum erinnern.

Gerhard wird hier Wesentliches für seine weiteren Wege im Pfarrdienst lernen. Was er aber in unglaublicher Weise benötigt, ist dieser Geist der Kraft, von der jener von ihm ausgewählter Bibelvers spricht – Kraft und Energie, um im Meer der Anforderungen nicht unterzugehen. Oft sind es sonntäglich gleich mehrere Gottesdienste, die hintereinander gehalten werden müssen. Nicht selten befindet sich die kleine elektronische Orgel mit im Auto, um auch noch das Amt des Organisten übernehmen zu können.

Die Hochzeit mit dir, liebe Ute, fällt noch in die Zeit des Vikariats. Du musstest unterschrieben, auf eine eigene Berufstätigkeit zu verzichten. Wie ging man in der Kirche damals mit Frauen und deren Lebensplänen um! Im Oktober wärt ihr 65 Jahre verheiratet gewesen und hättet die Eiserne Hochzeit feiern können. Du wirst dich an diesem Tag in ganz besonderer Weise an Gerhard erinnern, liebe Ute.

Die Geburt von Ihnen beiden, lieber Christian Wunderer und liebe Regina Wunderer, fällt dann ja schon in die Meitinger Zeit. Reich ist der Schatz der Erinnerungen mit dem Vater gerade bei Ihnen beiden – obwohl er, wie ich ahne, sicher kein Vater gewesen ist, der mehr zu Hause als in seinen Arbeitsfeldern anzutreffen gewesen wäre. Dennoch konnten Sie von vielem berichten! Die Spaziergänge mit den Fortsetzungsgeschichten, die Rede vom Kieslaster, der jeden Samstag im Amtszimmer des Vaters abgeladen wird, das sprechende Gleichnis, das der Vater

für die Predigtarbeit wählt. Das Bild mit der häkelnden oder stickenden Frau im Arbeitszimmer, unter dem die Trau- und Trauergespräche geführt werden.

Zwei Jahrzehnte dauert die Zeit in Meitingen. Dann steht erneut ein Grenzübertritt an, der nach Baden. Nicht nur für Gerhard selber markiert dieses Jahr 1980 ein einschneidendes Datum. Ute – und Sie beide als die Kinder gerade vor und nach dem Abitur – Sie sind ebenso betroffen. Herausfordernd sind solche Grenzübertritte schließlich allemal – sie greifen in das ganze System der Pfarrfamilie Wunderer ein. Und werden sicherlich durchaus von allen Betroffenen unterschiedlich erlebt worden sein.

Hier in Baden findet die pfarrliche Existenz von Gerhard zu einem neuen Schwerpunkt. Jetzt ist – nach dem Geist der Kraft – noch einmal ganz neu der Geist der Liebe gefragt! Gerhard wird zum Diakoniker. Wie auf den Leib geschrieben scheinen ihm diese neuen Möglichkeiten, Grenzen zu überschreiten. Die Grenze zwischen Kirche und Welt. Die Grenze zwischen Menschen, die auf Unterstützung abgewiesen sind, und solchen, die diese Unterstützung organisieren. Die Grenzen auch, die die Welt einteilen, die innerdeutsche Grenze damals noch. Und die zwischen Deutschland und Osteuropa. Die Kirche von Berlin-Brandenburg kennt er bis ins Detail. Rumänien, Lettland und Ungarn stehen weiter beständig in seinem Fokus. Aber der geographische Wirkungskreis von Gerhard geht oft auch noch darüber weit hinaus.

Bleibt ein drittes Feld des beruflichen Wirkens. Eines, bei dem Gerhard mit dem

Geist der Besonnenheit in großem Maße Segensreiches bewirken konnte. Ein Feld, dem sich auch meine eigene Beziehung und Freundschaft mit ihm bzw. euch beiden verdankt. Gerhards Arbeit in den Vertretungsorganen evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer, den Pfarrvereinen, zuerst in Bayern, dann in Baden, aber über viele Jahre auch im Verband, dem Zusammenschluss der Vereine auf Bundesebene. Dazu werden wir nachher im Nachruf des Pfarrvereins noch einiges mehr hören.

Es ist dieser Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit, der Gerhard wichtig war. Es ist dieser Geist, der aus Gott kommt. Ein Geist, der uns schon zu Lebzeiten Anteil gibt an jener Kraft, in der Gerhard jetzt geborgen ist für immer! Der uns Anteil gibt an jener Welt, in die Gerhard uns nur vorausgegangen ist.

Was bleibt von diesem besonderen Menschen, von diesem Grenzgänger im Auftrag der Verkündigung der Guten Nachricht von der Menschenfreundlichkeit Gottes? Was bleibt uns? Zu allererst Dank und Erinnerung. Der Dank dafür, dass es Menschen gibt wie Gerhard! Menschen, für die Grenzen nicht das Ende ihrer Möglichkeiten markieren, sondern eher eine neue Herausforderung – mit Lust an der weiteren Gestaltung der Welt. Der Dank bleibt für einen Menschen, der immer auch Mitmensch geblieben ist, liebender und fürsorglicher Mitmensch. Die Familie lag ihm am Herzen. Zunehmend liebte er seine Rolle als Großvater, als Opi. Gerhards Augen haben gerade dann immer voll Stolz glänzt, wenn er von seinen

Enkeln erzählt hat. Das bleibt auch Ihnen, den Enkelinnen und Enkeln.

Es bleibt auch die Erinnerung. Vielen Erinnerungen. Ganz persönliche. Aber auch die an sein Engagement in seinen öffentlichen Aufgaben und Ämtern. Aber Erinnerungen sind nicht das Letzte, das einen Menschen in uns und in unserer Liebe wachhält. Zuletzt bleiben Glaube. Hoffnung. Und Liebe.

Der Glaube, dass kein Menschenleben umsonst gelebt wird. Dass alles Leben aufgehoben bleibt in Gott. Die Hoffnung, dass wir Gerhard an diesem Ort der bleibenden Gottesnähe geborgen wissen dürfen. Und dass auch wir selber einmal nicht tiefer fallen können als hinein in diesen Ort der bleibenden Verbundenheit mit Gott. Und die Liebe bleibt. Die, die uns miteinander und mit Gerhard verbindet. Aber auch die Liebe, die Gott selber ist. Und die uns so mit Gerhard in Verbindung hält. Über seinen Tod hinaus.

Es bleibt aber auch das Vertrauen in jenen Geist, mit dem Gerhard uns mit der Wahl seines Spruches ausdrücklich in Verbindung bringen, ja infizieren wollte: den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit! Auch so wirkt Gerhard über seinen Tod hinaus – mitten unter uns.

Ein Grenzgänger des Lebens war Gerhard zeitlebens. Als Grenzüberschreiter hinüber in die Welt Gottes ist er uns nun vorausgegangen. Gottes Geist der Liebe hält uns verbunden. Mit ihm. Und untereinander. Amen.

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

Aus dem Förderverein

Der Gründungsvorsitzende
des Fördervereins
Pfarrhaushilfe e.V.,
Gerhard Wunderer, hatte sich
gewünscht, dass anlässlich
seines Todes anstelle von Blumen
und Kränzen für den Förderverein
gespendet wird, insbesondere für
Stipendiaten aus Osteuropa an der
Theol. Fakultät in Heidelberg.

**Die Bankverbindung lautet:
Förderverein Pfarrhaushilfe
IBAN DE 61 6609 0800 0002 4128 88**

**Vermerk:
Spende zum Gedenken an
Gerhard Wunderer**

■ Hans Kratzert, Vorsitzender des Fördervereins

"Freud und Leid" wurde in der Online-Ausgabe
zum Schutz der persönlichen Daten entfernt

Zu guter Letzt

Das Förderprogramm „Gut beraten!“

In Baden-Württemberg bringen sich viele Menschen ein, um ihr Umfeld vor Ort zu gestalten. Hierbei spielen aktuelle gesellschaftspolitische Themen immer häufiger eine große Rolle. Wie können Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte vor Ort gut gemeinsam leben? Wie kann in unserem Dorf, Stadtteil oder Quartier ein soziales, generationenübergreifendes Miteinander entstehen? Wie können wir ländliche Gebiete als lebenswerte Orte erhalten?

Wie können wir neue Mobilitätskonzepte entwickeln und zum Klimaschutz beitragen? Mit diesen und anderen Fragen beschäftigen sich Menschen vor Ort in Initiativen, Arbeitskreisen oder Vereinen und entwickeln gemeinsam Ideen und Ansätze.

Das Land Baden-Württemberg sieht in diesen Ideen und dem Engagement der Menschen vor Ort einen wichtigen Beitrag zur Gestaltung unseres Bundeslandes.

Deshalb fördert das Land mit dem Förderprogramm „Gut Beraten!“ zivilgesellschaftliche Initiativen und ihre Ansätze, gesellschaftliche Themen vor Ort mit Maßnahmen der Bürgerbeteiligung zu bearbeiten.

Themenschwerpunkte der Förderung sind „Ländlicher Raum“, „Integration“, „Quartiersentwicklung“ und „Mobilität“

Weitere Informationen gibt es unter:
<https://allianz-fuer-beteiligung.de/foerderprogramme/gut-beraten/>